Mennonitische Volkswarte



P. S. Hildebrand

1936
Oktober

2. Jahrg. Lfd. Nr. 22

Warte-Verlag, Steinbach, Manitoba, Canada

John. Tina Winter

Mennonitische Volkswarte

Herausgeber und Schriftleiter A. B. Dyck. Monatlich erscheint ein Heft. Bezugspreis: für Canada $ 1.00 pro Jahr, für das Ausland $ 1.25 pro Jahr. Alle Geldanweisungen sind auf den Namen A. B. Dyck auszuschreiben. Bankschecks können nicht angenommen werden. Alle Correspondenz adressiere man: Warte-Verlag,

STEINBACH — MANITOBA — CANADA

Entered at Steinbach Post Office as second class matter

Inhalt des Oktober-Heftes:

Mennonitische Volkswarte

Herausgegeben und geleitet von A. B. Dyck

Heft 10 | Oktober 1936 | Jahrg. 2

FRITZ WALDEN

Ernstes und Heiteres

Unter kanadischen Buschmännern

2. Fortsetzung

Wir kehren nun zurück zu unserer im Schweiße ihres Angesichts Politik machenden Gesellschaft bei Kommerzienrats.

Als der Kommerzienrat keine Anstalten weiter machte, den Faustschlag zu wiederholen oder sonstwie seine Empörung über die Zerfahrenheit der politischen Lage zum Ausdruck zu bringen, sondern nur immer wieder mit seinem Taschentuch gegen den lästigen Schweiß ankämpfte, sagte der Dichter:

„Und wie wirds dann weiter mit unserer lieben alten Welt, wenn du erst nicht mehr mitmachst?"

„Die wird auch ohne mein Dazutun in ihrem Dreck versaufen," entgegnete der Kommerzienrat grimmig.

Der Dichter lachte:

„Fällt ihr gar nicht ein, dir dieses immerhin seltene Schauspiel vorzuführen, die wird hübsch weiterwursteln."

„Und wer untergeht, das sind wir," fügte der Professor resigniert hinzu, und in seiner Stimme klang die Bereitschaft durch, sich an diesem Untergang persönlich zu beteiligen.

„Ja was ist denn eigentlich geschehen, daß die Welt nun mit einmal partout untergehen soll?" begehrte der Kapitalist zu wissen. Ihm wollte ein Weltuntergang gerade jetzt, da sein Geschäft im Aufblühen war, und er eben erst das neue Auto gekauft hatte, ganz und gar nicht in den Kram passen.

Da kam wieder Leben in den Kommerzienrat, und seine Augen begannen zu funkeln:

„Was geschehen ist? Viel, alles ist geschehen!" sagte er hitzig, „oder ist es am Ende nichts, wenn einem plötzlich die Augen aufgehen und man gewahr wird, daß die ganze Weltordnung, soweit sie von Menschen geschaffen und zur Regelung des menschlichen Lebens bestimmt ist, auf grandiosem Schwindel aufgebaut ist?"

Darauf wußte der Kapitalist nicht viel zu antworten. Dieser Kommerzienrat konnte einigemal doch recht nebelhaft sprechen. Was er wohl mit dem Schwindel meinte! Übrigens würde der Dichter wohl recht haben, dem Kommerzienrat zuliebe würde die Welt kaum untergehen. Er schwieg.

„Und dem das passiert ist, das bist du also selber?" interessierte sich der Dichter.

„Ja, das bin ich selber. Aber das müßte einem jeden schon passiert sein, der zwei Augen im Schädel und dahinter nicht grade einen Hohlraum hat. Und ich wundere mich: sitzt ihr da und tut, als ob alles in bester

Ordnung wäre und ihr vom lieben Gott das Versprechen hättet, daß er euch schon rechtzeitig durch einen Engel aus der Bredouille herausführen werde, wie weiland den Lot und sein Weib, als ihre Welt in Schwefel und Feuer untergehen sollte."

Der Dichter aber beachtete weder Hohlraum noch Schwefel und Feuer, er forschte weiter:

„Und es waren die letzten Provinzialwahlen, die deinen wackligen Glauben an die Menschheit ganz zu Fall brachten?"

„Und wenns die Wahlen wären! Das heißt ja, sie waren es, wenn du es wissen willst."

„Und jetzt hast du es mit dem Weltschmerz gekriegt!" Der Dichter nickte beileidsvoll mit dem Kopfe.

Nun mischte sich auch Lehrer Wiens in die Unterhaltung:

„Ich wüßte nicht, daß diese Wahlen irgendwie anders verlaufen wären als alle bisherigen."

Der Kommerzienrat brauste auf:

„Das ist es ja eben, und doch ist wohl aber nie der Dreck dabei so klar zutage getreten, wie jetzt."

Alle schwiegen.

In einem ruhigeren Tone, der den Vorsatz, sich zu beherrschen, erkennen ließ, begann der Kommerzienrat dann wieder.

„Ein Jahrzehnt bin ich nun im Lande. Mit viel Mühe habe ich mir die Landessprache angeeignet. Ich brauchte sie. Nicht für meine Farm; denn Kühe melken und Mist fahren, dazu genügt mir meine Muttersprache, aber ich wollte wissen, wie nun der Aufbau der neuen Welt nach dem Kriege vor sich gehen werde, ich hätte gern selber Teil gehabt daran; denn eine neue Welt sollte doch kommen. Für einen ewigen Frieden unter den Völkern der Erde, für ihre nie endende Glückseligkeit wurde doch der preußische Militarismus zerbrochen, wurden drei Kaiserthrone eingeschmolzen, wurde ein 70 Millionen zählendes „Hunnenvolk," das den Weg zum tausendjährigen Reich versperrte, in den Staub getreten, sollte ein Kaiser gehängt werden. Das alles — to make the world safe for democracie, wie es englisch so schön heißt. So war also der Weg freigelegt, und die Sicherung dieser demokratischen Glückseligkeit konnte nun beginnen. Für uns, mich und euch alle, begann sie in Rußland. Aber die russischen Verbrüderer waren doch wohl Stümper, und wir fühlten bald, daß die Glückslast auf die Dauer zu schwer werden müßte, und nachdem wir drei- viermal mit einigermaßen heilen Gliedern, — leider nicht so heiler Haut — durch die rote Glücksfuchtel geschleudert worden waren, hatten wir von der Demokratie russischer Marke gerade genug. Schleunigst drückten wir uns und hatten das Glück, in ein anderes demokratisches Land zu kommen, das aber schon aus dem Stadium des Experimentierens heraus war.

In Rußland waren wir alle nicht ohne Sünde, der Freiheitstaumel hatte auch uns gepackt. Wir machten mit, und die „Stillen im Lande" wurden bisweilen recht geräuschvoll. Wir machten mit, aber nur bis Kerensky, dann schlugen wir uns zu Kornilow. Dafür schlug uns später Trotzky und fraß uns Machno. Aber tief im Herzen glomm ein demokratischer Glückseligkeitsglaube still weiter: Sie würde schon kommen, diese Glückseligkeit, d. h. sie müßte eigentlich schon da sein, dort in der neuen Welt, die das Patent darauf zu haben vorgab.

Und so sind wir nun mit unserm stillen Glauben und leisem Hoffen mitten drin in der Schmiede derjenigen Gesellschaftsordnung, für die die Welt gesichert werden sollte."

Der Sprecher machte eine Pause,

während der er wieder etliche Male mit dem Tuch über Gesicht und Hals strich. Dann fuhr er fort.

„Die russischen Methoden der Menschenbeglückung habe ich direkt an ihrer Quelle studiert, sie sind mir buchstäblich aus ganz erster Hand sehr eindrucksvoll zu Gemüte geführt worden. Interessenten können sie mir in deutlicher Schrift von meinem Buckel ablesen. Im Verlauf des Tätowierungsprozesses blühte mir die Erkenntnis über das wahre Wesen der rotrussischen Bruderliebe auf: Das Wohlergehen einer bevorzugten Schicht der Bevölkerung sollte auf dem Elend der andern aufgebaut werden. Die arbeitende, werteschaffende Klasse sollte für den unter dem Decknamen „Arbeitsklasse" operierenden Pöbel schlimmster Sorte geopfert werden. Das war die Auslegung der demokratischen Idee der roten Freiheits- und Gleichheitsbrüder in Moskau.

Wie mochte nun aber die ausländische Marke der Demokratie mit dem Stempel „made in Geneva" aussehen? Ich studierte sie aus der Presse. Da es hier augenscheinlich um eine alle Völker umschlingende, von zentraler Stelle geleitete Demokratisierung der Welt gehen sollte, so konnte man seine Augen auch nur nach den großen Weltzentren, wo man in Politik und Nächstenliebe im Weltmaßstab macht — richten, also nach Genf, London, Paris, Washington, Rom. Tokio kam kaum in Betracht; denn die Japs zeigten noch wenig Lust, an der Weltverbrüderung teilzunehmen und ihr zuliebe ihren Mikado aufzuknüpfen. Begierig verschlang ich jede Nachricht, die aus diesen Städten in der Presse erschien. Es wurde mir bisweilen recht sauer, aus den Berichten unserer freien Presse das richtige Bild erhalten, aber im Zwischen - den - Zeilen - Lesen haben wir ja von Rußland her die beste Erfahrung. Nur war es dort einfacher: wenn der Generalstab berichtete, wir hätten so und so viel Tausend Gefangene gemacht, so verdoppelten wir einfach die Zahl und lasen statt „gemacht" — „verloren," dann trafen wir in der Regel das Richtige. Unsere Presse hier geht in ihrer Fälschung nicht ganz so plump vor, wie der russische Generalstab des Weltkrieges, aber man kommt doch allmählich hinter ihre Schliche. Und so konnte es denn auch nicht lange dauern, bis ich richtig zu lesen verstand. Dabei machte ich dann eines Tages die erschütternde Entdeckung, daß in dem lieblichen Genf dieselben bolschewistischen Methoden der Völkerbeglückung Anwendung fanden, wie sie sich die Russen für ihren Heimgebrauch so schön zugeschnitten hatten: Eine Gruppe von Staaten sollte auf Kosten der anderen Gruppe glücklich werden. So steht es ja auch heute noch im Ligastatut zu lesen. Da waren die sogenannten Siegerstaaten, die die unterlegenen Länder ganz nach dem Sowjetmuster bis auf die Haut auszogen und sie dann für sich arbeiten ließen. Gingen die dabei zugrunde, so mochte sie der Teufel holen.

So stand plötzlich der ganze Schwindel von Genf, der mit den 14 Punkten des Friedensengels Wilson begann und dann über Versailles, Völkerliga, Abrüstungskonferenzen, den extrablödsinnigen aber sonst niemand wehtuenden Kelloggpakt, Lokarno- und einige weitere Liebespakte bis zu den Sanktionen des italienisch-abessinischen Krieges führt, splitternackt in seiner ganzen schamlosen Größe vor mir.

So sah also in der Praxis die der Demokratie verfallene — gesicherte, wollte ich sagen — Welt da draußen aus.

Ihr, so wie die in jenem Augenblick zuständigen Herren in Genf

wollen es mir nachträglich verzeihen, daß ich, an dieser Stelle meiner Erkenntnis angelangt, wohl instinktiv einem inneren Vereinigungsbedürfnis Folge leistend, in der Genfer Richtung kräftig ausspuckte, und von dem Augenblick an war ich mit mir in der Frage des Genfer Weltfriedensinstituts restlos im klaren."

Hier spuckte der Kommerzienrat — wohl in Gedanken — richtig wieder aus, verfehlte aber die Genfer Richtung um etwa 25 Grad.

Im Gesichte des Dichters saß der Schalk. Man sah es ihm an, er hätte den Sprecher hier und da gerne unterbrochen, um mit etwas Würze die Darstellung noch farbenprächtiger zu gestalten, aber er fürchtete wohl, den Kommerzienrat aus dem Konzept zu bringen, und der war doch so schön im Fahrwasser, und was er sagte, das mußte auch ohne Kommentar zu Herzen gehen.

Der Professor saß still in seiner Ecke da, ab und zu nur, an besonders trüben Stellen, schien er leicht Beifall zu nicken.

Dagegen lag auf dem Gesichte des Kapitalisten ein freudiger Glanz als beredter Zeuge dessen, daß seinem Träger das Anhören der kommerzienrätlichen Beichte einen Kapitalgenuß gewähre und er nur nicht verstehen könne, wie die andern keine Anstalten machten, ihre Anerkennung für den lustigen Vortrag durch lauten Beifall zum Ausdruck zu bringen.

Anders nahm Lehrer Wiens die Darstellungen des Kommerzienrats auf. Mehrfach schon hatte er mißbilligend den Kopf geschüttelt. Das Bild, das er sich von Genf gemacht, und das er sich nach eben derselben Presse konstruiert hatte, sah doch ganz anders aus. Nur zu gerne hätte er widersprochen, aber mit dem Kommerzienrat war nicht gut streiten, wenn er in einem Ton sprach, wie gerade jetzt. Doch nahm er es sich vor, seinen Freunden gegenüber würde er diesen Verspötter aller Völkerideale ins richtige Licht rükken. Hier aber schwieg er.

Mit reger Anteilnahme hatte der Erbhofler zugehört, und es war ihm anzumerken, daß er für die so drastisch charakterisierte Genfer Friedenspolitik viel Verständnis hatte.

„Und was tatst du dann weiter nach dem historischen Ausspucken?" interessierte sich der Dichter.

Mit einem schwachen Lächeln nahm der Kommerzienrat den Faden wieder auf.

„Da gelüstete es mich, zu erfahren, wie so eine westliche Demokratie dann wohl an Ort und Stelle, also in den einzelnen Ländern, gedreht wird. Ich studierte die Vereinigten Staaten."

„Vereinigte Staaten ist gut!" begeisterte sich laut der Dichter. „Prima Marke!"

„Ja warum die Vereinigten Staaten?" wunderte sich der Lehrer, „wir leben doch selber in einem demokratisch regierten Lande!"

„Ich beschäftige mich grundsätzlich nicht mit unserer Landespolitik. Hatte es wenigstens soweit nicht getan, und nach diesen Wahlen will ich es auch weiterhin nicht wieder tun."

„Ja, aber warum denn nicht?" fragte der Lehrer wieder.

„Ich weiß nicht, ob ich das so werde erklären können, daß du das richtig verstehst."

Sinnend saß der Kommerzienrat eine Weile da, ganz mechanisch sein über die Kniee gebreitetes Taschentuch glattstreichend, bis er wieder begann. Sein Gesicht war ruhig und ernst.

„Ich bin kanadischer Bürger, und Kanada ist meine Heimat. Ich habe keine andere Heimat. Rußland habe ich vergessen, keine Umwälzung dort, keine Neuerstehung jenes Landes

könnte mich bewegen, dorthin zurückzukehren. Wenn Rußland nun auch in klimatischer Beziehung Kanada weit vor ist, wenn dort nach einer eventuellen Wiederkehr geregelter Verhältnisse die wirtschaftlichen Möglichkeiten für mich auch viel günstiger liegen würden, und obwohl ich die russische Sprache viel besser beherrsche als die englische, so bleibt mir als Deutschem der russische Mensch fremd, und in Rußland würden ich und meine Kinder doch immer Fremde bleiben, wie wir es ja durch all die 150 Jahre geblieben waren. Dagegen fühle ich mich hier in Kanada schon heute nicht mehr als Fremder, trotz des „Foreigner's," das man noch gelegentlich hören muß. Ich betrachte mich aber viel weniger als Foreigner als z. B. die Slawen, die hier in unserer Nachbarschaft wohnen und hier geboren sind. Kanada ist ein angelsächsisches Land, und die Angelsachsen sind unsere, der Deutschen, germanischen Brüder, in ihren Adern fließt uns ganz nahe verwandtes Blut. Und so bin ich also dem Engländer, dem eigentlichen Staatsvolke, blutlich und auch geistig viel näher, als es ein Slawe sein kann, selbst wenn der hier geboren ist, nur englisch spricht und auch gar schon englisches Blut aufgenommen haben sollte. Ein reinblütiger Deutscher wird einem reinblütigen Engländer eben immer geistesverwandter bleiben als es ein russisch-englischer Mischling werden kann.

Die berüchtigte melting pot (Schmelztiegel)- Idee, die alle verschiedenrassigen und verschiedengearteten Völker Kanadas durchkneten und eine neue Rasse — den Kanadier — schaffen will, ist wirklichkeitsfremde Phantasterei. Und, Gott sei Dank, daß der neue Geist, der heute durch die Welt zieht, auch die ganze Absurdität dieses Gedankens ins rechte Licht gerückt hat. Ein rassenbewußter Engländer heiratet wohl eine Deutsche, eine Schwedin aber nie eine Russin, Jüdin, Chinesin oder Negerin. Und ich bin sicher, daß über kurz oder lang jeder Bürger Kanadas d a s wird bleiben dürfen, ja sollen, was er ist, und wozu ihn Gott bei der Geburt bestimmt hat: Engländer — Engländer, Franzose — Franzose, Deutscher — Deutscher u. s. w., und daß sie alle ihre Sprache und ihre Eigenart werden bewahren können. Nur so werden sie ihr ganzes Pfund zum Wohle des Landes beisteuern können, und der Beitrag wird schwerer wiegen als der, den eine Herde degenerierender Mischlinge zu bieten vermag. So bleibe ich dem Blute und der Sprache nach Deutscher und die Bezeichnung „Kanadier" dokumentiert lediglich meine Staatszugehörigkeit."

„Was hat das alles aber damit zu tun, daß du dich nicht mit der Landespolitik befaßt?" fragte der Lehrer wieder.

„Sehr viel. Mit dem Gesagten wollte ich erst einmal klar machen, daß ich wohl Deutscher bin, auch naturgegeben nichts anderes sein kann, daß ich aber zur selben Zeit auch Kanadier bin in der Auslegung dieses Begriffs, wie ich sie vorhin machte. Als dieser Kanadier stehe ich vollberechtigt an der Seite aller anderen Staatsgenossen, mit denen mich ein gemeinsames Schicksal und eine gemeinsame Heimat auf Gedeih und Verderb verbinden. Aus dem Gesagten geht also wohl klar hervor, daß ich meine kanadische Heimat mit reinem Herzen lieben kann. Und das tue ich."

„Ich verstehe aber wirklich noch immer nicht, warum du als „Deutscher" und als „Kanadier" dich nicht mit unserer Landespolitik beschäftigen kannst?" bestand der Lehrer auf seiner Frage.

„Eben weil Kanada meine Heimat ist, die ich liebe, und weil ich mir die-

ſes Gefühl nicht beſudeln laſſen will."

Der Lehrer warf den Kopf hoch, zuckte dann aber nur verſtändnislos mit den Schultern.

„In ſeinem Heimatlande," fuhr der Kommerzienrat, der die Bewegung bemerkt hatte, ruhig fort, „liebt man nicht nur die Natur, die Landſchaft, man liebt auch ſeine Menſchen, die Mitbewohner, ſeine Einrichtungen und nicht zuletzt ſeine Regierung. Letzteres ſollte man wenigſtens tun können, zumal gerade in einem demokratiſchen Lande. Nun iſt es aber höchſt verhängnisvoll für jemand, der friſch in ſo ein Land hineinſchneit und dem die Praktiken einer demokratiſchen Staatsgeſtaltung noch nicht ins Blut übergegangen ſind, zu weit hinter die Kuliſſen ſo eines Staatsbetriebes zu ſchauen. Tut er es, ſo bekommt ſeine Heimatliebe unvermeidlich einen Riß. — Wir nehmen nur als Beiſpiel einmal eine ſogenannte Wahlkampagne. Wie ſauber ſonſt auch unſer öffentliches Leben iſt, naht eine Wahl, ſo werden alle Furien losgelaſſen, und man überbietet ſich förmlich in der Verdreckung ſeines Nächſten. Daß ſolche Wahl eine Unmenge Geld koſtet, öffentliches und privates, das iſt noch das kleinere Übel, der weit größere Nachteil iſt die gar nicht wieder gut zu machende Demoraliſierung der Wählermaſſen und ferner dann die Unterwühlung der Autorität der kommenden Regierung und damit der Staatsautorität überhaupt. Und es will ſchon was bedeuten, wenn von 50 bis 75 Prozent der Bevölkerung die Männer der neuen Regierung, noch ehe ſie einen Finger auf ihrem neuen Poſten gerührt haben, von vorne herein als Schwindler angeſehen werden.

Man muß wirklich den Glauben an das Alleinſeligmachende ſolchen Verfahrens zur Berufung der ſtaatsleitenden Gewalt mit der Muttermilch eingeſogen haben, um ſeine negative Auswirkung auf das Land entweder nicht zu ſehen, oder ſie als unabwendbares Schickſal zu betrachten. Mir iſt ſolcher Glaube bei der Geburt nicht mitgegeben worden und daher nun mache ich meine eigene Politik, und die iſt — gar keine zu machen. Ich will meine Achtung vor meinen Mitbürgern, vor meiner Regierung und die Liebe zu meiner Heimat nicht aufs Spiel ſetzen. Ich bin fertig mit der Politik."

Der Kommerzienrat ſchwieg.

Bei dem letzten Satz war der Dichter aufgeſprungen, hatte die Untertaſſe vom Tiſch gehoben und mit der freigebliebenen Linken ſich die Ohren zuzuhalten verſucht. Mit nervös verzerrtem Geſicht ſah er dabei nach dem Kommerzienrat.

„Na, ſo hau doch endlich!" ſchrie er verzweifelt.

Alle, mit Ausnahme des Kommerzienrats, lachten.

Enttäuſcht ſetzte ſich der Dichter wieder.

„Das heißt," ſagte er dann vorwurfsvoll, „dein politiſches Glaubensbekenntnis hätteſt du auch mit einer deiner berühmten Tiſchkeilereien zum würdigen Abſchluß bringen können. Aber das mit deiner Privatpolitik, darüber ſollte man nachdenken, und manch einem unſerer Hundertprozentigen müßte man den Spruch ins Stammbuch ſchreiben. —

So biſt du alſo dreimal richtig an der Demokratie zuſchanden geworden?"

„Ja, an der Politik überhaupt."

„Und biſt kein Demokrat?"

„Nein," ſagte der Kommerzienrat kurz und entſchieden.

„Und hier ſtehe ich und kann nicht anders, Gott helfe mir!" recitierte der Dichter. Er wurde ganz ernſt dabei.

Stille herrſchte im Raum. Jeder hing ſeinen Gedanken nach.

Da hub Lehrer Wiens wieder an. Er konnte sich noch immer nicht zufrieden geben. Sein kleines hundertprozentiges Bürgerherz sah sich irgendwie betrogen. Eine Heimatliebe und ein Patriotismus, wie die des Kommerzienrats, waren ihm fremd, sie waren für ihn keine.

„Ja wohin zielen denn eigentlich deine Staatsideale?“ begehrte er nun zu wissen, „gehen sie links, oder gehen sie rechts?“

Der Kommerzienrat wollte zornig auffahren, bezwang sich aber.

„Mit dem „Links,“ das ist eine törichte Frage nach allem, was ich eben gesagt.“

„Und rechts?“

Es kostete dem Lehrer, nach der scharfen Antwort, die er soeben erhalten, einige Überwindung, diese Frage zu stellen, aber er konnte es sich nicht versagen, den Kommerzienrat bei dieser Gelegenheit zur öffentlichen Stellungnahme zum Nationalsozialismus herauszufordern, hatte der doch niemals ein Hehl daraus gemacht, daß er mit großem Interesse und Sympathie die neuen Bewegungen in Europa verfolgte, die faschistische und die nationalsozialistische.

Der Kommerzienrat ging ohne weiteres auf die Frage ein. Ein leichter Spott lag aber doch auf seinem Gesicht.

„Unter dem „Rechts“ ist wohl kaum etwas anderes zu verstehen, als die neuen Staatsideen, die in Europa als Gegenspiel zum Weltkommunismus in Erscheinung getreten sind. Trotz der Verunstaltungen, die diese Ideen durch unsere amerikanische Presse erfahren, kann jeder denkende Mensch erkennen, daß gerade diese Bewegung es ist, die die Wende zur politischen Gesundung Europas zuwege gebracht hat. Europa hat noch nicht ausgespielt, und eine Genesung der Welt muß in Europa ihren Anfang nehmen. Wenn nun der Faschismus, insondernheit aber der Nationalsozialismus das Wunder gewirkt haben, dem aus Moskau auf die Welt losgelassenen Gift ein Ziel zu setzen, so ist das ein Verdienst, dem sich niemand verschließen sollte. So hat auch jene Idee der Neugestaltung nicht nur des Staatswesens allein, sondern auch der ganzen Gesellschaftsordnung überhaupt meine volle Sympathie. Aber, und das möchte ich hiermit ganz unmißverständlich gesagt haben, für die Überpflanzung jener Ideen nach Kanada werde ich nicht einen Finger rühren, ganz abgesehen davon, ob die Regierungsform, die diese Ideen voraussetzen für Kanada anwendbar ist oder nicht. — Warum? Ja ganz einfach, ich würde es — na, sagen wir — für höchst taktlos halten, wenn ich, nachdem ich erst 10 Jahre im Lande bin, daran gehen wollte, ein Haus, das nicht ich gebaut, ein Haus mit eigenen alten Traditionen, niederzureißen.“ —

Als der Kommerzienrat schwieg, richtete der Dichter sich plötzlich auf, sah dem Lehrer voll ins Gesicht und sagte:

„Das ist eine klare, ehrliche Linie, Lehrerchen, was? Ist die deine auch so klar und ehrlich?“

Ohne aber eine Antwort abzuwarten wandte er sich dann an die ganze Gesellschaft. Er sagte es recht feierlich:

„Ich erkläre hiermit den Kommerzienrat Paul Giesbrecht, zur Zeit Mißverständnisfarmer in Buschlandien zu Manitoba, jeder Verpflichtung, sich mit Politik, weder auswärtigen noch inwärtigen, zu befassen, für frei und ledig. Und so ziehe denn deine Straße in Frieden, Paul Giesbrecht, alias Kommerzienrat.“

Der Kapitalist klatschte Beifall. Die andern zeigten aber wenig Neigung, auf den Scherz einzugehen. Es hatte wohl jeder mit sich zu tun.

Schluß folgt

J. H. JANZEN - Vancouver

Herbstgedanken

Ich hab's dir gesagt, und du glaubst es mir nicht:
Heimat in Sicht !
So traurig sitzt du gegenüber mir,
Voll Tränen stehen die Augen dir ....
Du willst nicht, daß ich so sprechen soll,
Und dein Herz ist banger Schwermut voll ....
Deine kühle Hand, — o sie tut so wohl
Auf der brennenden Stirne mir ....
Das Rauschen verscholl;
Das Brausen der Großstadt, ich hör's nicht mehr ....
Mein Lieb, warum ist dir das Herz so schwer?
Du glaubst, ich fieb're; — du glaubst, ich bin krank ....
Du weißt nicht, wie weit mir die Fremde versank, —
Du siehst nicht, das sonderbar strahlende Licht ....
Heimat in Sicht !

Siehst du den Laubwald sich färben schön,
Während dunkel im Grün die Tannen steh'n? —
Bald wird über beide der Sturmwind geh'n ....
Dann schläft der Laubwald; die Tannen jedoch
Die wachen, und kämpfen, und leiden noch.
Der heut schön gezeichnete Laubwald nicht ....
Heimat in Sicht !
Wie schläft sich's im dunkeln Kämmerlein gut,
Wenn draußen der Wind gar so böse tut !
Brause nur du ! — Mich kriegst du nicht ....
Heimat in Sicht !

Der Laubbaum bin ich, — du die Tanne schlank.
Mein Schatz, sei du nur um mich nicht bang !
Ich fieb're nicht, — und ich bin nicht krank, —
Gezeichnet nur für die Rast im Licht ....
Heimat in Sicht !

WALTER QUIRING

Unser Weg zurück

Ein Fluchtbericht aus Sowjetrußland

1.

„Lewer dod as Slav"

„Aufmachen! Hier ist die GPU!"

Ich fahre aus dem Schlaf auf.

Was war das? Die GPU? Bei uns im Dorf? Unmöglich. Sicher nur ein Angsttraum, wie schon so oft...

Aber da poltert der Gewehrkolben ein zweites Mal an die Tür. Also doch.... Sofort bin ich ganz wach, springe aus dem Bett und fahre in die Kleider. Die Gedanken überstürzen sich. Der lockende Deutschlandstraum ist also schon ausgeträumt. Gerade heute wollte ich meinen Hausrat versteigern und mit Frau und Kind die heimlich vorbereitete Flucht ins Ausland versuchen. Mein falscher Paß liegt mit anderen Papieren gut versteckt im Garten unter einem Steinhaufen. Die findet sobald niemand. Aber einer der berühmten Zufälle scheint hier doch schon im Spiele zu sein...

Ich höre, wie die Uhr zweimal schlägt. übrigens: lächerlich, dieser schiefe Flicken da auf der Stiefelspitze...

„Aufmachen! Zum... nochmal!"

Ich stürze an die Tür und öffne.

Drauße stehen zwei GPU-Männer, die Gewehre leicht geschultert. Ihre schwarzen Lederjacken glänzen in der Nacht wie blankgewichste Stiefel. Die Pferde stehen angebunden am Brunnen.

„Sind Sie der Lehrer?"

„Ja."

„Alter?"

„Achtundzwanzig."

„Militärdienst? Wann? Wo? Truppenteil?"

Ich gebe Auskunft. Und gleich schlägt mein Herz auch ruhiger; denn das ist bestimmt nicht meine Spur, die hier verfolgt wird....

Schon wendet sich der eine Russe zum Gehen, als sein Begleiter mir mit der Taschenlampe ins Gesicht leuchtet.

„Ach, was, Schwindel, dieses Milchgesicht ist doch keine 28 Jahre alt! Zeig mal Deine Papiere!"

Ich gehe durch den Vorraum in mein Arbeitszimmer, zünde die Lampe an und krame meine Militärpapiere vor. Die GPU-Leute sind mir auf dem Fuß gefolgt. Der eine setzt sich bequem in meinen Sessel am Schreibtisch, dreht sich nach russischer Sitte umständlich eine Zigarette und beginnt meine Papiere durchzusehen. Immer fester wird in mir die Gewißheit, daß dieser nächtliche Besuch mit unseren Fluchtplänen nichts zu tun hat.

Währenddessen geht der zweite Tschekist, sich selber mit der Taschenlampe leuchtend, durch das ganze Haus. Ich höre ihn polternd durch Klasse, Vorratskammer, Keller, Boden und Schlafzimmer wandern. Schubladen werden aufgezogen und Büchsen geöffnet, und es bleibt scheinbar kein Winkel undurchsucht. Mit einer langen Wurst und einem Weißbrot im Arm kommt er schließlich in das Arbeitszimmer zurück.

„Nun, Schwindel?" fragt er.

„Nein, es stimmt, 28," antwortet sein Komplize, „aber das da ist nicht übel" und er zeigt grinsend auf die Wurst. „Jetzt aber los! Wir werden die Drückeberger schon finden."

Die „Lederjacken" verstauen den entliehenen Mundvorrat in ihren Satteltaschen, sitzen auf und reiten im Schritt in das Dorf hinunter.

— — — — — — —

Erleichtert atmen wir auf, als die

Russen fort sind. Was sie bei uns gewollt haben, ist mir ein Rätsel. Unsere deutsche Ansiedlung liegt weit weg von Bahn und Stadt und war bis dahin von der gefürchteten GPU verschont geblieben. Zwar wurden die Kolonisten auch bei uns tagtäglich geplündert und drangsaliert, aber immer nur von roten Kommissaren, „Enteignungskommissionen" und Rotarmisten, während die GPU bis dahin in belebteren Gegenden alle Hände voll zu tun gehabt hatte.

Ich kleide mich vollends an und schleiche vorsichtig durch den hinteren Garten zu Klassen, meinem Nachbar, um zu erfahren, was eigentlich los ist.

„Die Rekruten werden gesucht," erzählt dieser, „Sie wissen ja, sie wurden erst vor einigen Wochen eingezogen, und da sie im Sammellager bei Orsk die Tage hindurch weiter nichts als Teewasser erhielten, sind sie einfach ausgerückt. Einige der jungen Männer haben sich versteckt und können nicht gefunden werden."

Erst gegen Morgen wird es im Dorf ruhiger. Die GPU zieht, nachdem sie sich ein reichliches Frühstück hat vorsetzen lassen, mit den Verhafteten ab: die Jungmannschaft zu Fuß und die GPU zu Pferde.

Bis zum Anbruch des Tages ist es noch eine gute Stunde, aber ins Bett zu gehen lohnt nicht mehr, und der Spätsommertag beginnt erst zu dämmern, als schon die ersten Dreschmaschinen zu brummen anfangen. —

Durch die unerwartete Haussuchung bin ich unschlüssig geworden, ob es nicht doch besser wäre, die Versteigerung noch einige Wochen hinauszuschieben. Aber die Aussichten auf das Gelingen der Flucht werden geringer, je länger wir zögern, und eine Ausreise auf gesetzlichem Wege ist ganz unmöglich. Darum ist die rascheste Entscheidung für uns sicher auch die beste.

— — — — — — —

Unsere Schule liegt auf einer Anhöhe mitten in dem zweireihigen Dorf, das im stumpfen Winkel angelegt ist, und ich kann von meinem Arbeitszimmer aus die hügelige, baumlose Landschaft weit überblicken. Die kahle, einige Kilometer breite Flußebene in der Nähe der Kolonie steigt am linken Ufer allmählich an, während sich auf der anderen Seite die rötlichen Berge hinziehen. Weiter unten am Fluß liegen in starrer Einförmligkeit lang ausgestreckt drei Kolonien. Der Rauch steigt aus den Schornsteinen senkrecht in die Höhe, und auf den gelben Stoppelfeldern weidet schon das Vieh.

Einige Getreidefuhren kommen gerade den Berg herunter, dem Dorfe zu. Die Ernte ist auch in diesem Jahr sehr schwach ausgefallen; manche Aecker hat man zu Futter abmähen müssen, andere überhaupt nicht geschnitten. Um die mageren Aehren mit dem kurzen Stroh während der Fahrt nicht zu verschütten, haben die Kolonisten ihre Erntewagen mit Segeltuch und Brettern ausgekleidet. über zwei Monate haben die verzweifelnden Bauern vergebens nach Regen ausgeschaut — die bettelarme, ausgeplünderte Ansiedlung hat wieder eine fast vollständige Mißernte. Die Leute schauderts, wenn sie an das Elend des kommenden Winters denken.

— — — — — — —

Friesen, der Steigerer oder Ausrufer, ist am Morgen als Erster zur Stelle, und auf der Landstraße sehen wir eine Reihe in Staub gehüllter Fuhrwerke Osterwick, unserer Kolonie, zustreben. Die Kolonisten kommen auf die Gefahr, daß ihnen ihre letzten Pferde auf dem Wege von umherziehenden Roten ausgespannt oder für abgehetzte Mähren umgetauscht werden, wie das bei den Kommunisten üblich ist.

Wir tragen die Möbel und den

kleineren Hausrat hinaus auf den Hof; nur den breiten Bücherschrank lasse ich drinnen stehen; denn Bücher werden in dieser hungrigen Zeit bestimmt keinen Liebhaber finden. Draußen sammelt sich um Schulhaus und Schuppen bald Fuhrwerk bei Fuhrwerk, und zwischen dem bunten Durcheinander von Schränken, Kommoden, Betten, Tischen und Stühlen schieben sich Neugierige und Kauflustige. Dieser starke Besuch verspricht eine reiche Einnahme, und das ist gut so; denn die Aussichten auf das Gelingen unserer Flucht werden besser, je mehr Geld wir mitnehmen können ....

Unser Ausrufer überbietet sich heute selber; endlich kann er seine kräftige Stimme wieder hören lassen, und weithin vernehmbar schallt sie den Berg hinunter:

„.... tum eeschten.... tum tweden .... 160,000 .... uck tum .... 180,000 .... 200,000 .... tum dredden ....“

Da das Bargeld auf der Ansiedlung knapp ist, nehme ich auch Weizen in Zahlung, und die Käufer reißen sich förmlich um den Hausrat.

— — — — — — —

Friesen hat gerade die beiden Kühe verkauft, als zwei Rotarmisten auf den Hof sprengen. Vorne an der Brust der Soldaten und an den Zäumen der Pferde flattern rote Bänder, auch die Kokarde an der Mütze ist mit rotem Stoff bezogen. Auf dem Rükken hüpfen die Gewehre.

Mit brutalem Ruck halten die Reiter vor der Tür.

„Wer ist der Wirt?“ schnarrt einer der Reiter, ein stämmiger, untersetzter Bursche, offenbar ein Tatare.

Ich trete aus der Menge.

„So, Du also bists,“ sagt der Rote, „Dir scheints bei uns nicht sonderlich zu gefallen. Würdest gern durch die Maschen schlüpfen, hä?“

„Keineswegs, ich bin nicht Rekrut und kann darum reisen, wohin ich will. Ich siedle in die Krim über.“

„Und warum das? Hast Du denn hier nicht Arbeit genug?“ fragt er und zeigt auf das Schulhaus.

Die Menge ist beim Erscheinen der Roten ganz plötzlich verstummt und hört gespannt dem Wortwechsel zu. Alle kennen die möglichen Folgen ähnlicher Auftritte aus eigenster Erfahrung, und ich sehe, wie ein Käufer nach dem anderen unauffällig zu verschwinden trachtet.

„Arbeit wohl, aber nichts zu essen,“ antworte ich dem Roten. „Ihr habt doch gesehen, daß die Ernte hier weit und breit ausgebrannt ist und einen Gehalt habe ich auch schon sechs Monate nicht mehr bekommen.“

„Nun, die Regierung wird schon wissen, warum sie einem Weißgardisten keinen Gehalt zahlt. Aber das geht uns schließlich nichts an, wohl aber, daß Du gegen das ausdrückliche Verbot eine öffentliche Versteigerung veranstaltest. Was Dir dafür blühen kann, wird Dir nicht unbekannt sein. Jedenfalls wollen wir dafür sorgen, daß man Deiner Reiselust schnellstens einen Dämpfer aufsetzt.“

Damit reiten sie in der Richtung des Bezirksamtes davon.

— — — — — — —

Nun muß ich rasch handeln, wenn ich verhindern will, daß mir die Käufer alle davonlaufen.

„Also einstellen?“ fragt enttäuscht der Ausrufer, „die Roten kommen heute bestimmt wieder oder sie hetzen uns die GPU auf den Hals.“

„Nein, wir verkaufen weiter,“ entgegne ich, „nur beeilen müssen wir uns. Ich schicke dem Vorsitzenden des Bezirksrates sofort einen Brief, und der wird schon dafür sorgen, daß wir bis morgen früh unbelästigt bleiben.“

— — — — — — — —

Während ich in der Klasse den Zettel schreibe, höre ich durch das offene Fenster eine Unterhaltung, die mir zeigt, daß mein sorgsam gehütetes

Geheimnis doch irgendwie durchgesickert ist. Vor dem Fenster sitzen auf umgestülpten Tonnen und Bottichen einige Zuschauer. Ein hochgewachsener Bauer aus Waldheim, der eine meiner Kühe gekauft hat, fragt meinen Nachbar Martens, ob ich mir denn einbilde, daß es irgendwo in Rußland weniger trostlos sei als hier.

„Ja, glauben Sie denn, daß unser Lehrer wirklich in die Krim reist, wie er allen erzählt?" antwortet Martens. „Dann hätte er diesen Sommer die fast hundert Kilometer lange Fahrt in die Stadt nicht soviele Male machen brauchen. Ich vermute, daß die Reise ganz wo anders hingehen soll."

„Ins Ausland meint Ihr?" fragt jener leiser, „unmöglich, schon wegen der Grenzsperre. Außerdem: auf Fluchtversuch steht die Todesstrafe. Und einen falschen Paß? Eine schwierige Sache.... Die gefangenen Reichsdeutschen sind aus unseren Dörfern längst alle in ihre Heimat zurückgekehrt. — Aber ist das nicht sein Bub, der dort auf dem Steckenpferd?"

„Ja, das ist sein Hellmut. Sieh mal an, einen neuen Anzug hat der Junge. Der sieht ja aus wie ein Prinz unter Bettelkindern. Du, Hellmut, komm einmal her, dieser Onkel möchte wissen, wie Du heißt," ruft Martens.

„Hellmut Fast, heiße ich."

„Fast? Seit wann denn? Du heißt doch Hellmut Quiring," wendet der Osterwicker ein.

„Nein, Papa sagt, ich heiße Hellmut Fast," antwortet der Kleine und galoppiert auf seinem Stecken davon.

„Also doch ein falscher Paß," schlußfolgert Martens, „und darum durfte der Junge auch nie plattdeutsch sprechen."

Ich sitze wie auf Nadeln. Nun heißt es, die Abreise noch mehr beschleunigen, um nicht schließlich durch die Geschwätzigkeit der Nachbarn verraten zu werden.

— — — — — — — —

Es ist bereits Abend, als die letzten Gäste die gekauften Sachen auf die Wagen laden und den Schulberg hinunterfahren.

In dem dämmerigen Schulzimmer sitzt an einem Tisch mein Nachbar Klassen und rechnet. Um ihn herum stehen einige Käufer, die noch bezahlen wollen. Als auch der Letzte von ihnen die Tür hinter sich schließt und meine Frau die Lampe auf den Tisch stellt, beginnt Klassen das Geld zusammenzuzählen.

Auf den Schultischen ringsum sitzen einige Nachbarn und schauen dem Rechner zu. Hübsch sortiert häufen sich vor ihm die bunten Sowjetrubelscheine. Soviel Geld auf einem Haufen haben wir noch nie gesehen.

„Sie sind der erste Millionär auf unserer Ansiedlung," sagt Klassen, einige Millionen Rubel bringt sicher noch der Weizenhaufen auf dem Flur. Übrigens hätten Sie ihn Fremden lieber nicht zeigen sollen; Sie wissen, daß der Weizenhandel verboten ist, und es wird jetzt schwierig sein, ihn unbemerkt in die Stadt zu schaffen."

— — — — — — — —

In der ausgeräumten Wohnung, die uns nun sonderbar groß vorkommt, sieht es fremd und unfreundlich aus. In meinem Arbeitszimmer steht in einer Ecke verlassen der Bücherschrank, und an der breiten Außenwand hängt einsam noch ein Bild, das man zu verkaufen vergessen hat. Das Nachtlager ist auf dem Fußboden gerichtet.

Nach dem Abendessen mache ich mich auf den Weg nach dem ¾ Stunden entfernten Wiesenfeld, um mich von meinem Freunde Günther zu verabschieden. Etwa auf halbem Wege treffen wir uns; Günther kommt mir entgegen, obzwar er nicht gewußt hat, daß ich ihn noch einmal besuchen

wollte.

„Also fährst Du doch?" fragt er beinahe vorwurfsvoll, als ich ihm die Hand reiche, „ich habs nicht glauben wollen, bis ich am Nachmittag die Wagen mit Deinen Sachen vorbeifahren sah."

Günthers Arbeitszimmer ist klein und gemütlich. Unzählige Male haben wir hier bei lebhafter Unterhaltung oder über Büchern gesessen. Die Wände sehen aus wie ein einziger großer Bücherschrank. Auf dem überladenen Schreibtisch liegt aufgeschlagen Nietzsches „Also sprach Zaratustra."

Mein Freund zündet die Lampe ein und stellt sie auffallend nahe vor mich hin.

„Damit ich Dich besser sehe," entschuldigt er sich scherzend. —

Aber unsere Unterhaltung kommt heute nicht so gut in Fluß wie sonst. Günther fühlt, daß ich etwas vor ihm verheimliche, und das macht ihn schweigsam.

„Wir gehen hier unter, wir Deutsche," sagt er unvermittelt aus seinem Brüten heraus, „wenn die Kommunisten nicht bald davongejagt werden. Sollte es einmal jemand glücken hinauszugelangen nach Deutschland, so müßte der im Mutterlande Sturm läuten und die Volksgenossen dort aufrufen zu schleuniger Hilfe ...."

Bald gehe ich wieder. Günther drückt mir in seiner hastigen, nervösen Art die Hand. Ich weiß, daß er nur den einen brennenden Wunsch hat: mitzudürfen. Er ahnt, daß mein Reiseziel keineswegs in Rußland liegt.

„Meine Zeugnisse und Papiere gebe ich Dir in Verwahrung," sage ich ihm, „Du schickst sie mir später nach, wenn ich Dir eine neue Anschrift mitteile. Und dann: bei mir im Stall habe ich unter den Bohlen des Pferdestandes eine Kiste mit zehn Pud Mehl vergraben. Es weiß niemand davon. Sollten wir zurückkommen, so werden wir das Mehl brauchen können, hörst Du aber einen Monat lang nichts von uns, so gib es meinem Schwager Schellenberg; denn der wird von meinen Geschwistern am schwersten durch den Winter kommen."

— — — — — — — —

Um den Weg abzukürzen, verlasse ich gleich hinterm Dorf die Landstraße und schreite quer über die Wiesen des Mokrajatales. Man kann den heuer wasserarmen Fluß an einer Stelle überspringen. Das vertrocknete Gras raschelt unter meinen Füßen. Fern am Horizont hebt sich als großer dunkler Schattenriß meine Schule ab.

Auf der Anhöhe vor dem Dorfe bleibe ich stehen und nehme das so oft gesehene Bild noch einmal in mich auf. Der Fluß unten schimmert silbern, und die hohen Weiden, die ihn hier einsäumen, bilden in dem hellen Mondlicht seltsame Schatten. Ringsum herrschen Lautlosigkeit und Frieden von einer Innigkeit, wie ich sie in unserer herben Landschaft noch nie so empfunden habe. Im Dorfe brennt kein einziges Licht mehr. Ab und zu schlägt ein Hund an, und von ferne tönt das Prusten und Schnauben der wenigen übriggebliebenen Pferde herüber, die für die Nacht auf die trockene Weide hinausgetrieben werden.

Langsam gehe ich auf der breiten Straße durch das schlafende Dorf der Schule zu. Irgendwo fällt ein Schuß. Rote „Getreidekolonnen" streifen durch die Gegend, um am Morgen unerwartet in irgend einer Kolonie zu erscheinen und den „überschüssigen" Weizen der verhungernden Bauern zu enteignen.

2.

Sterbendes Rußland

Schon früh um fünf steht Klassens

Federwagen vor der Schultür; der findige Bauer hat es als Einziger im Dorf verstanden, die hübsche Droschke trotz der vielen Enteignungen zu behalten.

Den Wagen umstehen unsere Eltern und Geschwister; auch die meisten meiner Schüler sind gekommen, uns noch einmal die Hand zu drücken. Ein Abschiedsfest habe ich mit ihnen nicht feiern wollen, um den umlaufenden Gerüchten nicht noch mehr Nahrung zu geben.

Zwei Wagen, hochbeladen mit Weizen, haben nachts in aller Stille das Dorf verlassen und und scheinen unbehelligt durchgekommen zu sein.

Noch einmal umfassen unsere Blicke dankbar das Schulhaus, in dem wir drei fruchtbare Jahre verlebt haben, die Verwandten und Freunde,— dann zieht Klassen die Leine an, und hell klappernd rollt der Wagen den Schulberg hinunter dem Flusse zu.

— — — — — — — — —

Gleich auf der anderen Seite der Mokraja liegt Waldheim, von wo der Weg etwa fünf Werst weit allmählich steigend nach Schönwiese hinaufführt. Immer wieder schauen wir rückwärts und sehen unser Osterwick zwischen dem rötlichen Bergrücken und dem am Dorf weitläufig bewaldeten rechten Flußufer eingebettet liegen. Die Fenster der oberen Häuserreihe glänzen in der Morgensonne. Trotz der Frühe ist es schon angenehm warm.

Die Gruppe auf dem Schulberge löst sich allmählich auf; nur eine dunkel gekleidete Gestalt, die sich von der weißen Wand des Schulhauses scharf abhebt, bleibt sichtbar, bis wir die Höhe von Schönwiese erreicht haben. Es ist unsere Mutter, die wir nicht zu täuschen vermochten: sie allein fühlt, daß es von unserer Reise eine Rückkehr nicht mehr geben kann.

— — — — — — — — —

Der Weg nach Orsk ist weit, löcherig und staubig, aber Klassens Pferde sind kräftig, und wir kommen rasch vorwärts. Aufgehalten werden wir nur immer wieder durch die schier endlos langen Flüchtlingszüge, die wir überholen müssen. Ganz Rußland scheint auf der Flucht zu sein vor dem Hunger ....

Eine hohe Staubwolke kündigt die Wagenreihen schon von weitem an, und bald haben wir sie eingeholt; denn nur langsam und abgemessen stapfen die ausgemergelten Pferdchen vorwärts.

Die kleinen russischen Holzwagen, die Powoski, sind mit ärmlichem Hausrat beladen. Zerfetzte Zeltbahnen oder auch alte, zerrissene Mäntel und Säcke, über junge gebogene Weidenstöcke gespannt, bilden das Dach. An den Seiten baumelt das unentbehrliche Teergefäß; denn auch die Achsen dieser Wagen sind aus Holz.

Unter dem Schutzdach sitzen nur die Kranken und Alten, alle anderen Flüchtlinge laufen barfuß nebenher. Die Frauen sammeln im Vorbeigehen Kräuter, die am Wege wachsen, für eine Abendsuppe.

Rasch kommen wir an den ersten Wagen heran. Gebückt schreitet neben ihm der Besitzer, ein alter Familienvater. In seinem verschossenen Hemd und den viel zu kurzen gestreiften Leinwandhosen fängt sich der Wind, so daß sie sich blähen wie Segel. Füße und Kopf sind unbekleidet, und seine langen grauen Haare flattern im Winde.

Langsam wendet er uns sein Gesicht zu, auf dem seine ganze Leidensgeschichte eingezeichnet ist.

Neben ihm her schleppt sich seine hochaufgeschossene, blasse Frau, die mit sichtlicher Anstrengung einen kleinen nackten Jungen auf dem Arm trägt. Hinter dem Wagen geht weit ausschreitend ein hageres Mädchen, das gerade mit ihren kleinen Brüdern zankt, weil sich diese am Wagen festhalten und sich so mitschleppen

lassen wollen.

„Wo kommt Ihr alle her, Väterchen?“ frage ich den Alten.

„Von der Wolga, mein Sohn,“ antwortet er und schaut mich aus seinen geröteten Augen unterwürfig an.

„Und wo wollt Ihr hin?“

„Das weiß Gott allein,“ seufzt er und stößt seinem mageren Pferdchen den Peitschenstiel in die Seite.

„Ja, Ihr fahrt doch nicht ziellos in die Welt hinaus?“

„Das zwar nicht, aber was sollen wir tun? Im ganzen Wolgaland ist das Getreide ausgebrannt, das wirst Du gehört haben, und nur in Sibirien solls noch Brot geben, hat man uns gesagt, und dorthin streben wir,“ sagt er und sinkt dann wie nach einer großen Kraftanstrengung wieder in sich zusammen.

„Ja, wißt Ihr denn nicht, daß es bis nach Sibirien noch über tausend Werst weit ist? Um dorthin zu gelangen müßt Ihr über das Uralgebirge oder durch die Wüste ziehen. Außerdem sehen Eure elenden Pferdchen nicht so aus, als würden sie so weit durchhalten.“

„Da magst Du recht haben,“ erwidert gleichgültig der Alte, „wer kann auch wissen, wo dieses Sibirien liegt? Wir fahren nur immer nach Nordosten. Schaffens die Pferdchen nicht mehr, dann schleppen wir uns eben zu Fuß weiter, bis auch wir zusammenbrechen. Umkommen müssen wir ja ohnehin ....“

Als wir schon ein Stück an ihm vorbei sind, ruft er uns unvermittelt nach:

„Gott haben wir erzürnt, junger Mann, Gott, darum läßt er uns jetzt in die Irre gehen ....“

— — — — — — — — —

An einer Quelle, die am Abhang eines Berges spärlich sickert, hat sich eine Flüchtlingsgruppe gelagert. Es mögen fünfzig Fuhrwerke sein, die da bunt durcheinanderstehen und die das ganze Tal ausfüllen. Ihre heruntergekommenen Pferde weiden auf den trockenen gelbroten Wiesen.

Einige der schmutzigen Kinder sitzen erschöpft im tiefen Staub an der Landstraße, während andere teilnahmslos neben dem Wagen liegen. Die Männer tragen Wasser aus der Quelle in die Mäuselöcher, um die großen Zieselmäuse zu fangen.

„Was macht Ihr denn mit den Mäusen?“ frage ich.

„Was wir mit ihnen machen?“ fragt ein Russe verdrießlich zurück. „Du hast offenbar noch keine essen müssen, sonst würdest nicht so albern fragen ....“

Ich trete an das erste Herdfeuer.

„Bist Du ein Doktor?“ fragt mich ein altes Mütterchen, das am Feuer sitzt und die kleinen Fleischstückchen in der Pfanne wendet.

„Ein Arzt? Warum?“

„Weil Du eine Brille trägst.“

„Nein, ein Doktor bin ich nicht; sind Sie denn krank?“

„Ich nicht, aber meine Enkelkinder dort im Wagen, die habens im Bauch: es zieht sie wie mit Stricken zusammen. Ihre Mutter mußten wir gestern am Wege begraben. Ich dachte, vielleicht könntest Du ihnen helfen.“

Ich sehe, wie mir Klassen ungeduldig winkt.

„Komm, wir fahren lieber,“ mahnt er, „Sie wissen doch, es ist die Cholera.“

In dem mit Lumpen behangenen Wagen liegen auf einem Sack zwei Kinder im Alter von etwa drei bis fünf Jahren. Hilflos sehen sie mich aus ihren tiefliegenden Augen an. Ihre Haut ist geblich fahl, und der Atem geht kurz und schwer. Eines der Kinder wimmert leise.

Ich hole von unserem Wagen einen Laib Brot und lege ihn zwischen sie. Aber ihre Augen leuchten nicht mehr

freudig auf: ihre kleinen Körper bedürfen nichts mehr. Nur die Großmutter greift nach meiner Hand und will sie küssen.

„Gott wird es Dir lohnen, mein Sohn," wiederholt sie inbrünstig und macht hastig das Zeichen des Kreuzes, „Er segne Deine Reise." —

In der Nähe von Subowo, einem etwa drei Kilometer langen Russendorf, schaufeln Tataren am Wege ein Grab. Neben ihrem Wagen liegt eine entkleidete Frauenleiche; eine alte Tatarin sitzt neben ihr und schaukelt ein kleines Kindchen im Arm.

„Die Mutter des Kleinen?" frage ich und deute auf die Tote. Aber die Alte würdigt mich keiner Antwort. Auch die Männer tun still ihre traurige Arbeit, doch nicht stumpf und ergeben, wie die Russen, sondern, wie mirs scheint, mit verbissener Wut.

— — — — — — — —

In Smirnowo ist unser Wagen bald von einer johlenden Kinderschar umringt. Schmutzig und ungewaschen sehen sie aus, diese kleinen Sowjetbürger. Die meisten haben nur ein Hemd an, und vielen fehlt auch dieses.

Die Bande läuft hinter uns her und schreit im Chor den sinnlosen Vers, den der Deutsche von den russischen Dorfskindern im ganzen Lande hören muß:

Deutscher, Pfeffer Wurstemann,
Schafft ein schwanzlos Pferd sich (an
Wollt spazieren reiten,
Hatte nichts zum Leiten ....

Verwahrlost sehen auch die kleinen Lehmkaten der Russen aus. Die Strohdächer sind zum größten Teil als Pferdefutter und als Brennmaterial abgedeckt. Die Wände wurden seit Jahren nicht mehr verputzt. Kaum ein Haus hat noch ein ganzes Fenster; die meisten hat man mit Brettern zugenagelt, mit getrockneten Schweinsblasen überzogen oder auch einfach zugemauert. Glas ist schon lange nirgends mehr zu kaufen.

Vor den Häusern sitzen auf Mauerbänken die Bauern bei müßiger Unterhaltung. Die spärliche Ernte ist längst eingebracht, und jetzt haben sie nichts mehr zu tun. Auch pflügen können sie nicht, da ihnen die Regierung die Pferde genommen hat.

— — — — — — — —

Als wir versuchen, an dem rotbeflaggten Rathaus in flottem Trab vorbeizukommen, stürzen zwei Rotarmisten aus dem Hause und bedeuten uns zu halten.

„Was habt Ihr auf dem Wagen?" fragen sie, „Lebensmittel? Und in den Koffern dort? Kleider? Also seid Ihr Schieber?"

„Nein, Händler sind wir nicht," erklärt Klassen ungeduldig, „ich bin Kolonist und dieses da sind Reichsdeutsche; sie fahren in die Stadt, um von dort in ihre Heimat zu reisen. Das gesamte Gepäck gehört ihnen."

„So, dann komm mal mit in den Sowjet, wenn Du ein Germanez bist," sagt der eine der Soldaten und zerrt mich am Aermel. „Wenn Du vielleicht schwindelst, hat Deine Reise hier natürlich schon ein Ende, das weißt Du."

Er führt mich im Rathaus durch einen weitläufigen, leeren Vorraum in die Kanzlei. Ein kleines niedriges Zimmer mit einem großen Ofen, mehreren Bänken und einem langen mit Papieren und Akten bedeckten Tisch. Der Kommissar, ein baumlanger, blonder Bursche, steht am Fenster und blättert in einem Aktenbündel.

„Schon wieder Spekulanten?" fragt er und schaut mich finster an.

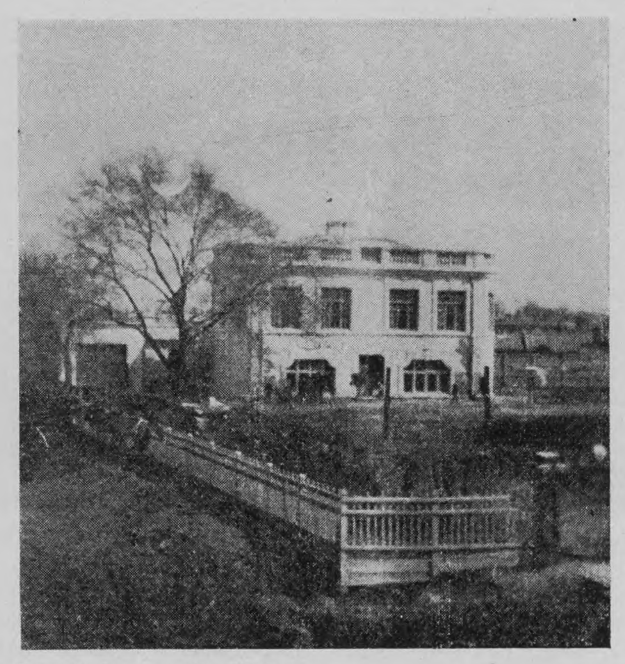
„Nein, die Leute behaupten, Ausländer zu sein, Genosse Kommissar," meldet der Soldat, „sie fahren angeblich nach Deutschland, und der Weizen, den wir vorhin beschlagnahmt haben, gehört auch ihnen."



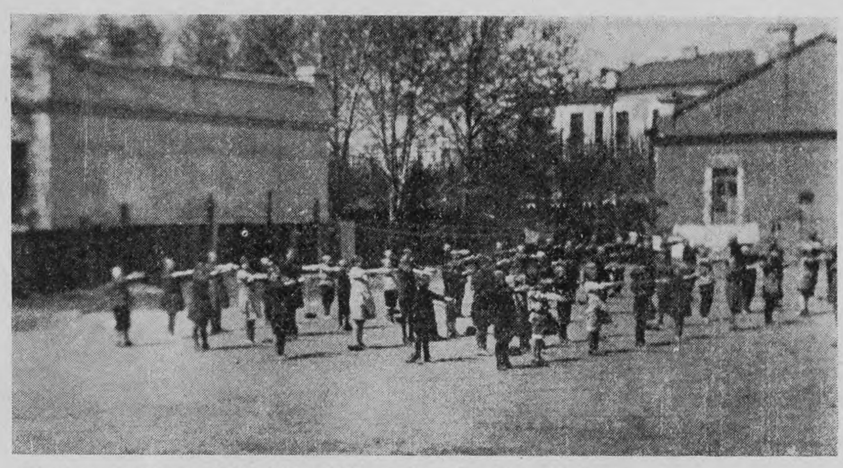
Die Delegierten der Schumanover Flüchtlingsgruppe von 317 Personen mit ihren chinesischen und japanischen Führern und Helfern. Oben rechts der Führer der Delegierten (Chinese). Unten links der chinesische Führer, der die Gruppe (56 Schlitten) am 17. Dezember 1930 über die Grenze brachte. Der Zweite von rechts unten ein Japaner, der bei der Erlangung des Visums behilflich war. Unten rechts ein chinesischer Konditor, der bei der Brotversorgung mithalf. Aufgenommen in Helampo, Sachaljan.



Kleine Flüchtlingsgruppe, soeben in Harbin eingetroffen.



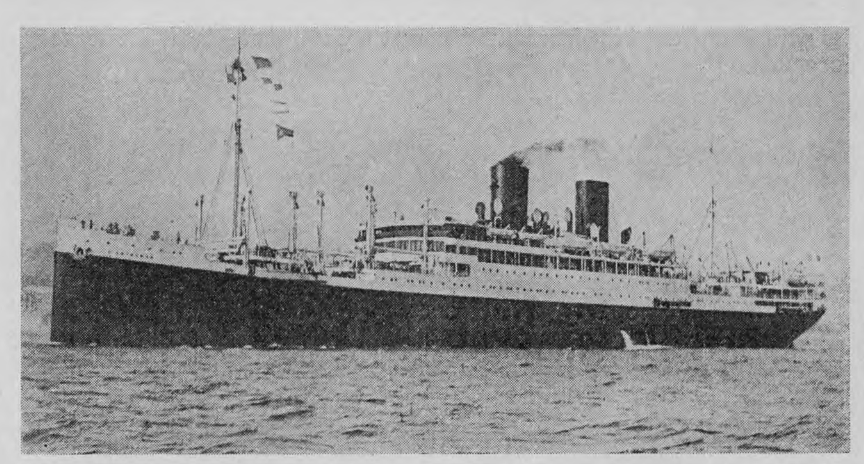
Flüchtlingslager in Harbin, China.



Kindergarten im Flüchtlingslager in Harbin, China.



Bahnhof in Harbin, von dem die Mennoniten nach Paraguay losfuhren.



Der französische Dampfer „Dartagnan," der den ersten Harbiner Flüchtlingstransport von Schanghai nach Marseille (Frankreich) brachte in 35 Tagen.



Die Flüchtlinge auf dem französischen Schiff Croix auf der Fahrt nach Paraguay.

„Zeig mal Deinen Ausweis," befiehlt der Rote, und zupft ungeduldig an seinem struppigen Schnurrbart.

Ich reiche ihm meinen falschen, deutschen Paß, den er natürlich nicht lesen kann. Minutenlang stiert er hinein, blättert, sucht und sagt befriedigt „aha," als er den Stempel sieht.

Unterdessen tritt mein Bruder ins Zimmer, der für mich den Weizen in die Stadt fährt.

„Kennst Du diesen Menschen?" fragt ihn der Kommissar und deutet auf mich.

„Natürlich, das ist ja der Reichsdeutsche, der Fast, dessen Weizen Sie hier festhalten."

„Warst Du im Kriege bei uns interniert?" forscht der Kommunist weiter. „Ja? Und den Weizen, hast Du den selber verdient? Warst Du kein Kapitalist? Kein Schieber? Nicht? Nun, dann fahrt mit Gott oder auch mit dem Henker, wenn Euch das lieber ist," und er gibt mir meinen Paß wieder.

„Der erste kleine Zwischenfall," denke ich beim Hinausgehen und verstaue sorgfältig den kostbaren Paß, der seine erste leichte Probe bestanden hat.

— — — — —

Gleich hinter Smirnowo führt der Weg eine weite Strecke ganz allmählich den Gebirgszug des Grosnej, einen südlichen Ausläufer des Ural, hinauf. Es ist ein Uhr, und die Sonne brennt wie schon Monate lang in verzehrender Glut auf die durstige Erde nieder. Der Himmel ist völlig klar und hellblau, kein Lufthauch regt sich, nur die Hitze wogt in ruhelosen Wellen vor uns auf und nieder. Das dürftige Gras ringsum ist glashart und gelblichbraun verbrannt. Alles lechzt nach Feuchtigkeit. Unsere Pferde sind in Schweiß gebadet, und als wir den breiten, langgestreckten Rükken erreicht haben, läßt Klassen sie etwas verschnaufen.

Ein Bild von überraschender Fernsicht öffnet sich uns oben. Vor uns breitet sich eine weite nach vorn leicht abfallende gebirgige Landschaft aus und fern am Horizont verschwimmt in bläulichem Dunst die endlose Steppe. Dort unterscheiden wir auch die vergoldeten Kuppeln der Kathedrale von Orsk, trotzdem wir noch über fünfzig Werst von der Stadt entfernt sind.

3.

Um den falschen Paß

Als unser Wagen über das holperige Pflaster in die Vorstadt einfährt, ist die Sonne am Untergehen.

Wie heruntergekommen und schäbig dieses rote Rußland doch aussieht! Auch hier ist an Häusern und Zäunen seit Kriegsausbruch nichts mehr ausgebessert worden, und die Stadt macht einen ebenso verwahrlosten Eindruck wie die Dörfer.

Schon seit Jahren liegt das große Sägewerk am Ural still; alle Fenster sind zertrümmert und die Türen gestohlen. Vor dem Tor steht ein Posten mit geschultertem Gewehr, obzwar hier nichts mehr zu holen ist; denn auf dem weitläufigen Hof ist kein einziges Brett und kein Balken mehr zu sehen.

In der Stadt wütet die Cholera, und überall an den Wänden kleben weithin sichtbar Riesenplakate: „Bürger, trinkt kein rohes Wasser!"

An der Uralbrücke hat die Stadtverwaltung sogar einen großen Kessel einmauern lassen, wo unentgeltlich gekochtes Wasser abgegeben wird. Aber die Russen lachen über die ängstliche Fürsorge ihrer Behörden, und in Scharen rutschen und stolpern sie das sandige Flußufer hinunter und schöpfen mit schmutzigen Händen aus der gelblichen Flut.

Als wir über die Eisenbrücke, die über das Schienennetz der Bahn

führt, in die eigentliche Stadt hinunterfahren, sehen wir die Straße vor uns von einem Menschenhaufen gesperrt.

„Natürlich wieder eine Volksversammlung," sagt Klassen ärgerlich und zeigt mit dem Peitschenstiel auf die Menge. „Wichtigeres haben die Russen jetzt auch nicht zu tun, als Reden zu schwingen."

Wir müssen halten. Ich springe vom Wagen und dränge mich durch die Menge. Dort liegt am Boden, über und über mit Schmutz und Staub bedeckt, eine junge Frau und neben ihr liegt ein in Lumpen gewickeltes totes Kind. Von Zeit zu Zeit läuft ein krampfhaftes Zucken durch den Körper der Kranken, und jedesmal stöhnt sie vor Schmerz laut auf. Aber niemand von den Gaffern rührt sich, ihr zu helfen.

„Da seht Ihr die himmlische Gerechtigkeit," philosophiert laut ein junger Arbeiter, „wäre die Frau eine Burschujka, dann könnte sie noch lange leben. Aber sogar die Cholera ist gegen das Volk!"

Ich laufe an den nahen Bahnhof, um einen Milizmann zu holen. Dieser schimpft zwar über den lästigen Eifer des Ausländers, läßt sich aber doch bewegen mitzukommen.

„Wenn Sie hier von jedem Cholerakranken soviel Aufhebens machen wollen," brummt er, „werden Sie viel zu tun haben; warum saufen die Leute auch das schmutzige Flußwasser."

Wir schieben unseren Wagen ein Stück rückwärts, biegen in eine Seitenstraße ein und setzen unseren Weg fort.

— — — — —

Tatjana Iwanowna, die russische Lehrerin, an die uns Günther empfohlen hat, ist nicht zu Hause, aber ihre alten Eltern empfangen uns mit russischer Herzlichkeit. Sie führen uns über knarrende Stiegen in ihre Wohnung, die aus einem einzigen Zimmer und der Küche besteht. In dieser wollen sich jetzt Eltern und Tochter zusammendrängen, um für die deutschen Gäste Platz zu schaffen.

„Mein Alter und ich schlafen ohnedies auf dem Küchenofen," beteuert das Mütterchen, „und für Tanja richten wir ein Lager auf dem Fußboden."

Günther hatte ihnen geschrieben, daß wir ihre Gastfreundschaft mit Lebensmitteln vergelten wollten, und Lebensmittel öffnen heute in ganz Rußland Türen und Herzen.

Wir tragen unsere Kisten und Säcke in den Vorraum und gehen auf den Hof uns zu waschen. Das muß hier nach russischer Weise geschehen, indem man sich Wasser in die zusammengehaltenen Hände gießen läßt. Unsere Wirtin müht sich um den dickbauchigen Samowar, und bald sitzen wir beim Tee.

Unterdessen kommt auch Tatjana Iwanowna heim, und ich erzähle ihr, was wir auf der Straße gesehen haben.

„Was wollen Sie denn?" sagt sie müde, „das ist unsere ersehnte russische Freiheit. Jetzt können wir uns einmal nach Herzenslust gehen lassen.

Sehen Sie doch unsere aufgewühlten Straßen: vor jedem Tor liegt ein Müll- und Misthaufen. Der Rinnstein ist ein einziger langer Sumpfstreifen; tote Hühner, Katzen, Hunde, ja sogar Schweine werfen wir einfach vors Haus. Niemand kehrt mehr seinen Hof oder gar die Straße. Wozu auch? Um als Burschuj verdächtigt zu werden? Auch unsere Wasserleitung arbeitet schon sehr lange nicht mehr, und alles Wasser holen wir aus dem Ural, in den die erlauchten roten Stadtväter neuerdings die Abgußröhren geleitet haben."

„Und die Cholera?" werfe ich ein.

„Ja, die Cholera, die räumt fürchterlich auf unter den ausgehungerten

Orskern. Sie werden ja selber sehen: die Leichen liegen auf den Straßen wie nach einer Schlacht. Abends rollen Lastwagen durch die Stadt, sammeln die Toten auf und fahren sie über den Fluß, wo sie in einer Kiesgrube verscharrt werden. Man nimmt sich nicht einmal die Mühe, ihre Namen festzustellen. Wozu auch?"

— — — — —

Gleich am anderen Morgen begebe ich mich in das amtliche Transportbüro, um festzustellen, wann der Zug mit den deutschen Heimkehrern Orsk verlassen soll.

Moses Treibitsch, der Geschäftsführer, begrüßt mich wie einen alten Bekannten. Vor einigen Wochen hatte ich ihn hier kennengelernt, und um ein Haar wäre er mir damals zum Verhängnis geworden.

Ein früherer Hausierer, Abraham Altschuler, der bei den Bolschewiken bis zum Kommissar aufgestiegen war, hatte mir im Winter in Osterwick beiläufig erzählt, daß sein Volksgenosse Treibitsch schon manchen „Burschuj" zu einem falschen Paß verholfen habe. Ich hatte mir den Namen gemerkt, und als ich mich im Frühjahr zum erstenmal nach Orsk auf die Suche nach geeigneten Papieren begeben hatte, war ich auch zu Treibitsch gegangen.

Ich hatte ihn in seiner Wohnung mit einigen seiner Glaubensgenossen zusammensitzend getroffen. Er war bei meinem Eintreten überrascht aufgesprungen, hatte mich rückwärts zur Tür hinausgeschoben und mich leise auf deutsch, noch bevor ich ein Wort hatte sagen können, gefragt:

„Wer tut Sie schicken zu mir? Sind Sie ein Ausländer? Und wollen Sie jetzt raisen nach Deutschland?"

Ich hatte in das mumienhaft ausgetrocknete Gesicht gestarrt, das von einem rötlichen Bart umrahmt war, und hatte mich vergebens gefragt, wo ich diesen Menschen schon einmal gesehen hatte. Irgendwann einmal im Kriege mußte das gewesen sein. Jedenfalls hatte sofort bei mir festgestanden, daß ich mich diesem Manne unter keinen Umständen anvertrauen dürfe, und ich hatte ihn daher nur gefragt, ob es keine Möglichkeit gäbe, bald in die Heimat zu gelangen, da ich nicht noch monatelang auf den Sammelzug aus Taschkent hatte warten wollen.

— — — — —

„Nun haben wirs aber bald geschafft, das mit dem Warten," sagt er russisch, „allerdings werden Sie sich auch jetzt noch einige Wochen gedulden müssen. Am besten melden Sie sich sofort bei Safler, dem Führer Ihres Zuges, der wird Sie dann auch über die Abfahrtszeit unterrichten.— Übrigens: haben Sie nicht wieder etwas Butter aus den Kolonien mitgebracht?"

Also Safler ist unser Transportführer! Nur sehr ungern gehe ich zu diesem Menschen. Er ist mein böser Dämon, der unser ohnedies gefährliches Unternehmen schon vom ersten Tage an in Frage stellte.

Einige Wochen nach meiner ersten Begegnung mit Treibitsch hatte ich ihn in einem Orsker Gasthaus kennengelernt. Wieder hatte ich den ganzen Tag vergebens nach einem falschen Paß gesucht, hatte alte Bekanntschaften erneuert und neue gemacht, überall vorsichtig nach Reichsdeutschen forschend . . .

Es war an einem Abend gewesen, ich hatte abgespannt im Gastzimmer gesessen und mißmutig meinen Tee getrunken, als ein Mann mit einer ärmlich gekleideten jungen Frau eingetreten war. Sie hatten sich, ohne von mir Notiz zu nehmen, im Dämmerlicht der rauchenden Lampe auf den schäbigen Diwan gesetzt, und der Fremde hatte seiner Begleiterin in mangelhaftem Russisch auseinander-

zusetzen begonnen, auf welche Weise er sie ins Ausland bringen könnte. Sie dürfe sich ihm unbesorgt anvertrauen, hatte er beteuert, seine Beziehungen reichten weit über die Moskauer deutsche Botschaft hinaus bis nach Berlin.

Das lauernde Wesen des Fremden hatte mich abgestoßen, aber das Gespräch, dessen Zuhörer ich ungewollt hatte sein müssen, hatte mich aufs äußerste gefesselt. Vielleicht saß hier der Mann, den ich schon solange vergebens suchte.

Als die Russin gegangen war, hatte ich ein Gespräch mit ihm angeknüpft und erfahren, daß er Safler heiße, in unseren Kolonien wohne und im Begriffe stehe, die Reise in die deutsche Heimat anzutreten. Und bis wir uns abends schlafen legten, hatte ich schon seine ganze Lebensgeschichte gehört. Ich wußte, daß er bei Kriegsausbruch Handelslehrling bei der AEG in Riga gewesen war, daß er schon drei Jahre in den deutschen Dörfern wohne, daß er den Kellern und Kammern unserer Siedler gern nächtliche Besuche abstatte, und anderes . . .

— — — — —

Von Osterwick aus besuchte ich Safler in Schöntal, wo er wohnte, und steuerte ohne Umschweife auf mein Ziel los:

„Nichts leichter als das," meinte er, „ich bin Vertrauensmann der deutschen Zivilgefangenen, die noch in Ihren Kolonien zurückgeblieben sind; wir fordern einfach alle Pässe ein, suchen den geeignetsten für Sie aus, und in wenigen Wochen sind Sie in Deutschland. Wenn Ihnen dieser Weg aber zu gefährlich erscheinen sollte, kann Ihre Gattin auf den Mädchenpaß meiner Frau reisen, und Sie bringe ich auch ohne Papiere über die Grenze."

Aber ich sah bald, daß es Safler lediglich um mein Geld zu tun war und lehnte alle seine phantastischen Vorschläge ab. Wenn wir uns nicht leichtsinnig ins Unglück stürzen wollten, mußte unsere Flucht äußerst sorgfältig vorbereitet sein. Aber Safler kannte jetzt mein Geheimnis, und ich würde in Zukunft mit dieser Tatsache rechnen müssen, besonders wenn wir vielleicht zusammen reisen sollten.

Als ich bald darauf ohne Zutun Saflers bei einer reichsdeutschen Familie auf unserer Ansiedlung einen abgelaufenen Paß und ein militärisches Führungszeugnis erhielt, forderte Safler unverfroren seinen „Lohn" — eine Million Rubel. Daß ich ihm diese verweigerte, sollte die Ursache werden zu vielen Schikanen und Nadelstichen auf der Reise.

— — — — —

Safler wohnt im Zentrum der Stadt bei einem Beamten. In seinem Zimmer treffe ich eine Anzahl wenig vertrauenerweckend aussehender Männner, die um einen Tisch sitzen und Karten spielen. Ich höre deutsch, russisch und polnisch durcheinander sprechen.

Als ich eintrete, verstummt das Gespräch sofort, und ich werde mißtrauisch gemustert. Erst als ich mit Safler das Zimmer verlasse, geht die Unterhaltung weiter, begleitet von dem Klatschen der Karten und dem Dröhnen der Fäuste, die auf den Tisch schlagen. Man spricht von der bevorstehenden Reise. —

Safler notiert meine Anschrift und fragt dabei lauernd:

„Könnten Sie mir jetzt vielleicht einen Vorschuß von 300,000 Rubel geben? Nicht? Aber seien Sie doch nicht so eigensinnig. Glauben Sie mir, ohne meine Hilfe sind Sie ein gelieferter Mann und werden Deutschland niemals zu sehen bekommen. Schauen Sie, die GPU umlauert jeden meiner Schritte, und wenn man irgendeinen Zusammenhang zwischen uns beiden entdeckt, können Sie schon verloren sein. Zum Über-

fluß ist der Vorsitzende der deutschen kommunistischen Sektion hier, ein gewisser Wiels, mein Todfeind von früher her. Der wird nichts unversucht lassen, mich vor der Abreise in irgendeine gefährliche Sache zu verstricken ..."

Ich bin froh, von Safler durch die ganze Stadt getrennt zu sein und nehme mir vor, mit ihm sowenig wie möglich zusammenzutreffen.

— — — — —

Ich habe mich erst einige Häuserblocks weit entfernt, als ich hinter mir meinen Namen rufen höre:

„Quiring, Genosse Quiring!"

Es hilft nichts, daß ich tue, als könne das Rufen gar nicht mir gelten; bald hat mich der Rufende eingeholt.

„Entschuldigen Sie diese überrumpelung," sagt neben mir ein Mann, den ich vorhin auch bei Safler gesehen habe, „von Orlowsky ist mein Name. Safler hat mir Ihre Geschichte erzählt. Sagen Sie, kennen Sie diesen Menschen näher? Er verspricht, mich für 75 Dollar über die Grenze zu bringen. Glauben Sie, daß er das kann? Ob sein Einfluß in der Deutschen Botschaft wirklich so groß ist?"

„Nein, das glaube ich keineswegs," antworte ich, „Safler braucht lediglich Geld. Ich habe ihn selber erst einige Male gesehen, und wenn er behauptet, auch mich über die Grenze bringen zu wollen, so ist das eitel Prahlerei. Sein einziges Verdienst ist, mich bis jetzt noch nicht verraten zu haben.

Wer sind übrigens die Kartenspieler bei ihm?"

„Schwarzfahrer sind das, die für ein Trinkgeld mit dem deutschen Heimkehrerzug nach Moskau mitfahren wollen. Safler hat dem Juden Treibitsch Ihre zehn Pfund Butter geschenkt und ist dafür Transportführer geworden. Nun kann er mitnehmen wen er will."

Wir verabschieden uns, und ich schlage besorgt den Weg zum Trödlermarkt ein. Ich weiß, daß dieser Safler für uns mit jedem Tage gefährlicher werden wird.

4.

„Onkel, gib mir Brot!"

Die Stadt Orsk sieht aus wie ein einziges großes Heerlager. Hier stauen sich alle aus dem Westen kommenden Flüchtlingstransporte. Die verängstigten Menschen sehen endlich ein, daß es unmöglich ist, Sibirien oder Taschkent von der Wolga zu Fuß zu erreichen, und in stumpfer Verzweiflung ergeben sie sich ihrem unentrinnbaren Schicksal. Sie begreifen, daß sie das Rennen mit dem Tode verloren haben.

Alle städtischen Anlagen, die offenen Plätze und großen Höfe sind von Flüchtlingen überfüllt, und wohin man in den Straßen auch blickt, an allen Ecken und Zäunen, Häusern und Torbogen, überall lagern diese Todgeweihten, überall strecken sich den Vorübergehenden bittend magere Hände entgegen:

„Onkelchen, nur ein ganz kleines Stückchen Brot, bitte ..."

Riesengroß ballt sich das Elend hier zusammen, aber die „Volksregierung" rührt keinen Finger, die schreckliche Not zu lindern und die Lage der Unglücklichen wenigstens im Rahmen des Möglichen zu erleichtern.

Tausende umlagern auch den Bahnhof; sie hoffen, vielleicht doch durch irgendeinen glücklichen Zufall mit einem der wenigen Züge fortzukommen. Zu Skeletten abgemagert liegen Kinder und Erwachsene, in Lumpen gehüllt oder auch ganz nackt, teilnahmslos auf dem Pflaster. Jeden Abend werden bis zu zehn Leichen allein vom Bahnhof in die verrufene Kiesgrube über den Ural gefahren.

In Scharen irren die elternlosen Kinder durch die Straßen, klopfen an alle Türen und flehen jeden Vorübergehenden um ein Stückchen Brot an. Aber die Städter hungern selber und sind gegen fremde Not abgestumpft; nur selten greift einer in die Tasche.

Viele von den Kindern können sich vor Schwäche nicht mehr fortbewegen; Tag und Nacht sitzen sie an irgendeine Wand gelehnt und halten ihre abgemagerten Händchen ausgestreckt, bis sie ermattet niedersinken ...

Zwei kleine Jungen, deren Leiber unförmlich aufgedunsen sind, kriechen an mich heran und halten stumm eine Hand hoch, während sie sich mit der anderen auf die Erde stützen. Als die übrigen Kinder sehen, daß ich den beiden etwas gebe, wird der Kreis um mich rasch größer. Es hinkt und trippelt neben mir her, zupft und zerrt an meinen Kleidern und fleht:

„Onkelchen, auch mir bitte ..."

Der Eingang zum Dom wird von den Flüchtlingen förmlich belagert; sie hoffen, daß vielleicht die frommen Kirchengänger noch ein mitleidiges Herz haben werden. Nicht weit vom Tor entfernt steht ein Karren mit verkäuflichen Wassermelonen. Einige Rotarmisten drängen sich essend um die junge Verkäuferin, während sich die Bettler um die achtlos in den Staub geschleuderte Schale balgen.

„Onkelchen, auch mir bitte eine ..."

Überall in den Straßen begegne ich Gruppen, die auf Handwagen oder auf kleinen Schlitten verstorbene Angehörige auf den Kirchhof fahren. Die Friedhöfe der Stadt sind längst überfüllt, und schon zieht sich außerhalb ihrer Mauern ein weites Gräberfeld hin.

Vielfach werden die Leichen nachts still auf den Friedhof gefahren und dort unbeerdigt zurückgelassen. Schaufelt jemand für seinen Verstorbenen ein Grab und läßt er es für die Nacht offen, so kann er sicher sein, am anderen Morgen einige fremde Tote darin zu finden.

— — — — —

Nicht weit von einem Karren sitzt in einer Ecke zusammengedrängt eine bettelnde Familie, eine Frau mit drei Kindern und ein Mann, in dem man auf den ersten Blick den Deutschen erkennt. Schweigend strecken auch sie mir ihre Knochenhände entgegen. Nur die Mutter sitzt in sich zusammengesunken und starrt gleichgültig vor sich hin. Sie hat das völlig Nutzlose des ewigen Bittens eingesehen. Aber als ich dem kleinsten Mädchen einen Geldschein in die Hand lege, scheint sie doch zu erwachen.

„O, Gott, endlich ..." stöhnt sie.

„Sind Sie Deutsche?" frage ich.

„Ja, Deutsche sind wir, von der Wolga," stottert der Mann sichtlich erregt und bemüht sich vergebens aufzustehen. Die ganze Familie starrt mich an, als sei nun der trotz aller Aussichtslosigkeit doch immer noch erwartete Retter endlich erschienen.

„Wie kommen Sie denn hierher?" frage ich weiter.

„Wie alle die anderen auch," erzählt der Mann und lehnt sich erschöpft an die Wand zurück. „Wir brachen im Juni auf nach Sibirien, wo wir Verwandte haben. Aber schon nach drei Wochen Fahrt fielen meine beiden Pferde nacheinander, und ich mußte den Wagen und die Sachen, die wir nicht mitschleppen konnten, für ein Butterbrot abstoßen.

Mühsam bettelten wir uns zu Fuß bis hierher durch — zwei Monate lang. Was wir auf dieser schrecklichen Wanderung alles durchgemacht haben, können Sie sich gar nicht vorstellen. Bei den Russen baten wir stets vergebens um Brot; denn die sind selber am Hungern, und nur in den weitläufigen deutschen Kolonien hatte man noch etwas für

uns übrig. Ein Säugling starb uns auf dem Wege, und wir mußten ihn in der Steppe begraben. Und die beiden jüngsten Mädchen hat das schreckliche Auto vor einigen Tagen mitgenommen . . ."

„Waren Sie denn noch nicht bei den Behörden?"

„Selbstverständlich war ich dort, aber die wollen ja gar nicht helfen. Überall wurde ich hinausgejagt wie ein fremder Hund . . . Ach Gott, wenn nur die Kinder schneller sterben könnten . . ."

„Wo schlafen Sie denn nachts?" forsche ich.

„Wo? Hier natürlich . . ." und er zeigt auf die Straße, „nachts ist es hier ruhiger."

— — — — —

Den berüchtigten Trödlermarkt kündigt eine große Staubwolke schon von weitem an. Hier wogt eine nach Tausenden zählende einförmig graue Masse auf und nieder. Der „Toltschok" ist die einzige Stelle, wo noch zufällig und gelegentlich etwas zu kaufen ist. Alles Erdenkliche wird hier zum Verkauf ausgeboten: wertvolle Pelze, Schmuck- und Goldsachen, getragene Kleider und Wäsche und tausend kleine Dinge bis hinunter zur gebrauchten Zahnbürste. Hier verkaufen die hungernden Sowjetbürger auch Stück um Stück ihre Wohnungseinrichtung, ihre Betten und Vorhänge, nur um ihr Leben noch einige Monate länger fristen zu können.

Von Zeit zu Zeit veranstaltet die GPU Razzien, wobei alle zum Verkauf ausgebotenen Waren und Gegenstände beschlagnahmt werden. Aber schon am nächsten Tag ist der Markt genau so überfüllt wie vorher; denn ohne ihn müßten tausende Familien verhungern.

Ich schiebe und dränge mich lange durch die Menge und suche vergebens ein Stück Seife. Gerade will ich mich auf den Heimweg begeben, als ich mich unerwartet wieder beim Namen rufen höre. Diesmal ist es ein sonnverbrannter Händler, der auf flacher Erde vor einem Bücherhaufen sitzt.

„Wir sollten uns doch kennen," meint er, und erhebt sich langsam, „oder hast Du den „Sokrates" aus dem Seminar schon vergessen?"

Da erkenne ich ihn wieder.

„Mensch, Bertels, wie kommst Du aus dem Kaukasus hierher? Auch schon Hungerflüchtling?"

„Noch nicht, aber ich bin im Begriffe es zu werden. Die da," und er zeigt auf die Bücher, „sind, wie man so sagt, meine letzte Hoffnung. Aber Du kennst ja den ganzen roten Schwindel auch ohne Erklärung . . ."

„Wo wohnst Du denn?" fragt Bertels, als ich ihm erzähle, daß ich mit meiner Familie auf der Durchreise in die Krim in Orsk bin.

„Am Ural? Nein, das geht nicht, der ist ja choleraverseucht, dort werdet Ihr bestimmt alle krank. Ihr müßt zu uns übersiedeln, wir haben Platz genug und freuen uns, einen Schulkameraden aufnehmen zu können."

Bertels schüttet die Bücher — Goethe, Lessing und Karl May — durcheinander in einen Sack, und wir schlagen den Weg ein zu seiner Wohnung.

Auf der Straße ruft er einen vorüberfahrenden Russen an:

„Genosse, willst Du einige Tausend verdienen?"

Hastig schlägt der Russe auf sein Pferdchen ein, um rasch an uns heranzukommen, und bald sind wir handelseinig.

Noch am selben Abend halten wir unseren Einzug bei Bertels.

— — — — —

Biegen oder Brechen

— — — — —

Gleich am anderen Morgen erscheint unerwartet Safler in unserer Wohnung.

„Ich habe eine Neuigkeit für Sie," sagt er, „allerdings keine angenehme. Wenn Sie mitkommen wollen ins Freie, will ich sie Ihnen erzählen."

Und als wir die nahen Anlagen am Fluß erreicht haben, legt er los:

„Also erschrecken Sie nicht, Fast, Ihre Deutschlandsreise ist wahrscheinlich schon zu Ende. Hören Sie zu: ich erzählte Ihnen von einem Wiels, dem Vorsitzenden der deutschen kommunistischen Sektion hier. Dieser hat mich heute früh aus dem Bett heraus verhaften lassen, weil ich angeblich russische Burschujs über die Grenze schmuggeln wolle. Zwar wurde ich bald wieder freigelassen, aber Wiels wird mir jetzt keine Ruhe mehr geben. Auch wird er unseren Zug vor der Abfahrt sehr wahrscheinlich durchsuchen lassen, und ich halte es für sogut wie sicher, daß Sie mit Ihrem falschen Paß dabei entdeckt werden."

Dachte ichs mir doch: Safler braucht Geld, aber ich sehe keine Veranlassung, ihm welches zu geben; denn wenn ich heute zahle, muß ich das morgen und übermorgen wieder tun . . .

„Wiels ist übrigens nicht unbestechlich," fährt Safler deutlicher fort, „und für eine Million Rubel ließe sich in der GPU wahrscheinlich mancherlei erreichen."

Aber ich will durchaus nicht verstehen, und enttäuscht und verärgert muß Safler sich schließlich auf den Heimweg machen. Daß er jetzt auf unser Geheimnis noch weniger Rücksicht nehmen wird, ist sicher, aber ich will ihm gleich bei dieser ersten Gelegenheit zeigen, daß ich keineswegs gewillt bin, mein Ziel kampflos aufzugeben.

Vor allem muß ich diesen gefährlichen Wiels für mich gewinnen. Er soll ehemaliger deutscher Offizier sein und eigentlich Graf Podewils heißen. Und darauf baue ich meinen Plan. Der Graf mag gewichtige Gründe haben, nicht nach Deutschland zurückzukehren, aber seine Vergangenheit bürgt dafür, daß er für meine Lage und ein entschlossenes Handeln Verständnis haben wird.

Lange gehe ich in den Anlagen auf und ab, bis ich mit mir selber im klaren bin, und am Nachmittag mache ich mich auf den Weg in die gefürchete GPU.

— — — — —

Die „Deutsche Sektion" befindet sich in dem großen Häuserblock der GPU. Der Posten vor dem Tor fragt nur, zu wem ich wolle und läßt mich dann passieren.

Nicht ohne innere Beklemmung öffne ich die schwere Eichentür, die sich schon hinter so vielen für immer geschlossen hat. In einem langen Korridor stehen und sitzen durcheinander Soldaten und Zivilpersonen, offenbar Bittsteller. Eine fast unheimliche Stille herrscht in dem Raum; denn niemand wagt hier laut zu sprechen.

Als die Tür auf dem anderen Ende des Durchganges einmal geöffnet wird, sehe ich in dem ummauerten Hof etwa zwanzig Männer und Frauen dicht zusammengedrängt auf der Erde sitzen. Neben dem Menschenhaufen stehen einige Rotarmisten mit aufgepflanztem Seitengewehr.

Der Posten an der Tür in die Büroräume fragt barsch, was ich hier zu suchen habe, dann aber führt er mich an das Zimmer des Vorsitzenden, und ein dritter Soldat meldet mich bei Wiels. —

Dieser, ein kleines, schmächtiges Männchen, liegt gerade auf dem Divan und ließt die Zeitung. Er hält es nicht für notwendig sich aufzurichten als ich eintrete, nur die Pfeife nimmt er aus dem Munde.

Fortsetzung folgt

FRITZ SENN

Hinterm Pflug | Stimmungen

Fortsetzung

Im Dämmern liegt das Herbstgelände
Von Ruhesehnsucht überhaucht —
Das Feuer ferner Stoppelbrände
Versinkt, verraucht.

Die Herde gleitet von der Weide
Den Ställen zu,
Der Pflüger im verstaubten Kleide
Eilt heim zur Ruh.
Im Dorfe kühler Abendfriede,
Laternenschein —
Die Hammerschläge einer Schmiede
Schlafen ein. —
Ein jeder findet seine Klause
Nach Müh und Not. —
Bereitet schon in jedem Hause
Stehn Milch und Brot .... —

Wär' Friede zu erwandern auf der Welt,
Hier fände ihn verborgen, wer ihn sucht,
Hier unter der Akazien grünem Zelt ....
Doch wir sind in der Fremde, auf der Flucht.
Wir zogen fort und ließen alle Welt,
Wir zogen fort und ließen Pflug und Feld,
Das Dorf, die stille Bucht
Und werden, wenn die Dämmrung fällt,
Von alten Bildern heimgesucht:
Die Mütter singen, kleine Kinder schrein
Und ferne rollt noch irgendwo ein Wagen.
Die letzten Pflüger müssen bald zuhause sein;
Ein irres Blinken — feuchter Mondenschein,
Die Fenster gehen auf, die alten Uhren schlagen,
Der Bauer schläft vor seiner Türe ein.

Du bist das Schweigen, das die Gärten lauter rauschen macht
Im stillen Dorf zur Vollmondnacht.
Du bist das Schweigen, das die Grillen ruft zum Reigen,
Zur Rast, was wirr und überwacht,
Dorthin, wo Sterne stehn und steigen.

Du bist das Schweigen, das aus frischen Schollen steigt,
Das Schweigen, das sich über reife Saaten neigt. —
Du bist das Schweigen, das das Herze lauter schlagen macht
Des trotzgen Bauers auf der Bank vor seiner Türe,
Wo er die Wache hält um Mitternacht. —

Nach dem Pflüger hab ich die toten Ahnen gefragt,
Und einer der Ahnen hat mir dieses gesagt:
„Ewig wuchtet der Pflüger, der Schollen bricht;
Nur eure Augen sind trübe und sehen ihn nicht.
Alles ist Acker, ewig geht der Pflug . . . ."
Und keiner der Ahnen fand je einen besseren Spruch.
Wisset ! Der Pflüger, den ihr als den stillen gekannt,
Wird von den Bauern nicht gerne mit Namen genannt.
Denn der Stille stand auf und brachte Entsetzen, Gericht . . . .
Lippen der Bauern schweigen und nennen ihn nicht. —

Suche Deine Ahnen!

Unter dieser Überschrift bringen wir verschiedenes Kirchenbuchmaterial, das Lehrer Heinrich Schröder, Döllstädt-Langensalza, Thüringen, in den Gemeindearchiven der westpreußischen Heimat der Rußlandmennoniten kopiert und der Warte zur Verfügung gestellt hat. Herr Schröder besucht schon zum zweiten Mal im Laufe dieses Jahres die Weichsel-Nogat Niederung, um mit den Mennoniten daselbst in nähere Fühlung zu kommen. Er wird bei dieser Gelegenheit auch weitere Aufnahmen für die Warte machen.

Die Schriftl.

Auszüge
aus dem Kirchenbuch der Gemeinde
Tragheimerweide

Von Heinrich H. Schröder

Wahl Verzeichnis der Aeltesten, Lehrer, Diaconen und Sänger, der Mennoniten Gemeinde zu Tragheimerweide nach Ort und Zeitfolge.

Angefertigt im Jahr 1830
von Andr. Rehnert (Pehnert?)

Amtsdauer der Aeltesten vor dem Jahre 1800. Nach dem Taufregister nachträglich hier eingetragen von Aeltesten Gustav Wiebe in Marienwerder am 15. August 1911, um der Nachwelt zur Orientierung zu helfen.

1. Jacob Siebert 1781 — 1782
   gest. 44 Jahre alt.
2. Jacob Ewert, Klein Schardau,
   1783 — 1793, gest. 19.5. 1793
   (42 Jaahre alt)
3. Klaus Pauls, Rudnerweide,
   1794 — 1796, gest. 27.4. 1796
   (47 Jahre alt).
4. Johann Siebert, Rudnerweide,
   1796 — 1799, gest. 4. 7. 1799.

Zu Lehrern sind gewählt

1. Julius Adrian, 1795, Klein Schardau.
2. Peter Ediger, 1796, Rudnerweide.
3. Jacob Ewert, 1797, Klein Schardau.

4. Heinrich Balzer, Schweinsgrube, beschloß hier sein .... Jahr mit Eifer und Treue geführtes Lehramt Anno 1819 mit dem Abzuge nach Rußland; wo er auch jetzt noch als ein thätiger Arbeiter im Dienste seines Herrn steht.

5. Jonas Quiring, Groß Schardau 1808.

6. Franz Goerz, Rudnerweide, Frau Maria, geb. Goerz. Kinder: Elisabeth, geb. 26. 10. 1802; Maria, geb. 2. 4. 1804; Peter, geb. 3. 5. 1805; Anna, geb. 17. 9. 1808; „nachdem derselbe sein Lehrer Amt hier .... Jahr verwaltet, unternahm er gleichfalls im Jahr 1819 den Zug nach Rußland, als er vorher für die dortige Gemeinde zum Aeltesten gewählt und bestätigt worden" ....

(Er wurde Aeltester der Gem. Rudnerweide in Rußland).

Block Martin, Rudnerweide (zum Aeltesten gewählt 1807). „hat die Kantorstelle bis 1819, folglich 12 Jahre musterhaft und mit aller Pflichttreue vorgestanden, sodann in diesem Jahr mit nach Rußland ausgewandert, wo er auch noch demselben Dienstgeschäfte sich widmet."

„Wittwe H. Pauls, Schweinsgrube, nebst dessen Kindern Maria, Eva und Sohn Jacob Jahr 1839 nach Rußland."

„Kliewer Gerhard nachgelassener Sohn ds K. Kliewer in Klein Schardau 1843 den 15 Juni nach Rußland an die Molotschna."

„Heinrich Siebert aus Klein Schardau sein nachgelassener Sohn Johann Siebert Junggeselle im Juni 1848 zur Reise nach Rußland."

„Nach dem südlichen Rußland und der Wolga sind folgende Mitglieder verzogen und Atteste bekommen:

1. Martin Ekkert aus Montauerweide nebst seiner Ehefrau geb. Neuman.

2. Kornelius Peters aus (Zieglershuben?) nebst seiner Ehefrau geb. Eggert.

3. Peter Ekkert Junggef. ebenfalls aus Montauerweide.

4. „Peter Penner Junggef. Franz Penner sein Sohn aus Rudnerweide, derselbe ist im Jahr 1856 in Rußland gestorben."

„Die Heinrich Pennersche Eheleute mit ihren Kindern aus Schulwiese im Monat Juni 1858 nach Rußland an der Wolga ausgewandert."

„Die Heinrich Abrahamsche Eheleute mit ihren Kindern aus Schulwiese im Monat Juni 1858 nach Rußland an der Wolga ausgewandert."

„Wittwe Ekkert mit ihren Kindern Peter, Kornelius und Anna aus Montauerweide im Monat Juni 1858 nach Rußland ausgewandert an der Wolga."

„nach Rußland in der Gegend bei Samara ausgewandert 1859:

Wittwe Heinrich Penner mit ihren Kindern Heinrich, Peter, Johann, Marie, aus Gr. Schardau,

Die Heinrich Kliwerschen Eheleute aus Kl. Schardau

Die Peter Unrauschen Eheleute aus Kl. Schardau.

Johann Penner nachgel. Sohn des Daniel Penner aus Zanderweide (?)

Heinrich Penner nachgel. Sohn des Johann Penner aus Kl. Schardau."

„Heinrich Dyck nachgel. Sohn des H. Dick Pastwa 1859 nach Rußland in der Gegend bei Samara."

Susanna Penner Frau des früheren Lehrers Abrah. Penner und dessen Kinder Abraham und Katharina aus Rosenkranz 1860 nach Rußland in der neugesiedelten Gemeine an der Wolga bei Saratow."

„Nach Rußland in die Gegend bei Samara ausgewandert 1861 4ten

Juni:

Die Jacob Kliewerschen Eheleute aus Rosenkranz und deren Kinder Jacob, Sara-Kornela.

Die Peter Kohnertschen Eheleute aus Kl. Schardau.

Die Heinrich Edigerschen Eheleute aus Schulwiese.

Die Cornelius Belzerschen Eheleute aus Gr. Schardau.

Heinrich Ewert nachgel. Sohn David Ewert: aus Rosenkranz.

Johann Tjart Sohn des Heinrich Tjart aus Rosenkranz.

David Ewert Sohn des Kornelius Ewert Rudnerweide wieder zurückgekehrt und gestorben.

Heinrich Neumann nachgel. Sohn des Abraham Neumann aus Rosenkranz."

1862:

„Nach Rußland in der Gegend bei Samara ausgewandert 26. Mai

Die Jacob Adrianschen Eheleute Kl. Schardau.

Die Heinrich Franzschen Eheleute Schulwiese.

Die Kornelius Quirinschen Eheleute Schulwiese.

Die Johann Goerzschen Eheleute aus Zieglershuben.

Junggeselle Peter Siebert Tragheimerweide nachgel. Sohn des Peter Siebert."

„Johann Eck Schweinsgrube 1876 13. Juni nach Gemeine Rudnerweide im südl. Rußland."

„Peter Görtz und dessen Ehefrau Sara geb. Wall aus Montauerweide 17. Juni 1868 in die Gemeine Alexanderthal bei Samara in Rußland."

„Die Heinrich und Sara geb. Quiring, Martenschen Eheleute aus Schulwiese 2. August 1868 in die Gemeine Alexanderthal in Rußland."

„Maria und Sara Pauls, Töchter des Heinrich Pauls aus Schweinsgrube 3. Juli 1868 in die Gemeine Alexanderthal in Rußland."

„Peter Unger Sohn des Peter Unger in Schweinsgrube 4. Sept. 1870 nach Rußland."

„Anna Stobbe verehelichte Warkentin Zwanzigerweide Mai 1871 nach Rußland."

„Maria Pauls verehel. Neumann, geb. zu Montauerweide 10. Aug. 1871 nach Rußland."

„Gerhard Unger nachgel. Sohn des Gerh. Unger Montauerweide 18. Okt. 1874 nach Rußland.

„Johann Tjahrt nachgel. Sohn des Peter Tjahrt ausSchweins grube 24. Mai 1872 in die Gem. Koeppenthal in Rußland."

„Cornelius Edse(Eitse ? Schröd.), Schulwiese, den 24. April 1840 nach Kason in Polen ist wie anderwertig zu sehen 1842 wieder zurück gekommen."

„Jacob Kliewer nebst seiner Ehefrau, Schweinsgrube, den 24. April 1840 nach Kason in Polen."

Gerhard Kliewer nebst seiner Ehefrau, Schweinsgrube, den 24. April.

Jacob Klaßen nebst seiner Ehefrau, Schweinsgrube, den 24. April.

Peter Reger nebst seiner Ehefrau, Schweinsgrube, den 24. April.

Heinrich Kliewer nebst seiner Ehefrau, Rudnerweide, den 24. April. alle nach Kason in Polen verzogen. (Die Gemeinde „Kason", richtig Kazun, zählt gegenwärtig 413 deutsche Seelen. Der Ort befindet sich im Kreise Warschau, Post Nowy-Dwor und wurde 1762 von friesischen Auswanderern aus dem Kleinen Werder begründet. — Es sind besonders viele Kliewers dorthin verzogen).

Fortsetzung folgt

Onkel Peters Geschichtenverein

Meine jungen Freunde!

Heute habe ich Order, mich recht kurz zu machen, und da muß ich das wohl auf mich selber beziehen und zunächst einmal die Peterchen-Geschichte ausfallen lassen. Es tut mir eigentlich ein bißchen leid um den armen Jungen, das Peterchen. Er sitzt ja, wie Ihr wißt, gerade bei seinen Klößen, und ich fürchte, wenn wir ihn dort zu lange sitzen lassen, er tut sich noch zu viel des Guten an. Dabei soll er nachmittag wieder dreschen. Doch — Order ist Order . . .

*

Habe da einen Brief von Gudrun Schröder, Döllstädt, Deutschland. Sie schickt mir mit dem Brief auch ein Bildchen, auf dem sie mit ihrer Schwester Adelheid zu sehen ist.

Na, Gudrun, wenn ich mir Euch beide so betrachte und dazu den Schalk auf Deinem Gesichte sprechen lasse, so scheint der mir sagen zu wollen: „Ob der Onkel Peter sich wohl wird anführen lassen?" — Ich bin immer ein bißchen mißtrauisch, besonders solchen gegenüber, die es mit dem Rätselaufgeben haben. Aber wenn Du wirklich nicht flunkerst, Gudrun, so sag mir nur, wie in aller Welt Du es fertig gebracht hast, an Deiner älteren Schwester so weit vorbeizuschießen? Doch grüß mir recht schön die Adelheid und — ja, was ich noch sagen wollte: es war doch ein hübscher Gedanke, mir das Bildchen zu schicken, und wenn unsere anderen Vereinsmitglieder das auch tun wollten, würde das mich sehr freuen. Wer weiß, wenn der Warte-Editor mal guter Laune ist, so bringt er von Euch vielleicht mal ein Gruppenbild —

nun zu Deinem Brief. Die Geschichte von der „Heiligen Elisabeth" habe ich erhalten. Aber weißt Du was, Gudrun, lassen wir die alten Geschichten. Du schreibst uns lieber Deine eigene neue. Du weißt nicht was? Ja, das kann ich Dir sagen: Schreib uns mal etwas aus der Schule, wie Ihr da lernt, was Ihr da lernt, wie lange Ihr da zur Schule geht, ach da ist doch so viel zu schreiben, was uns interessieren würde, dabei braucht das, wie der Hans oder der Heinz, der Max oder der Moritz Dich an den Zöpfen zupfen noch nicht mal in die Geschichte hineinzukommen. Jetzt lachst Du! Als ob ich sowas nicht auch kennte, wenn ich Jazumal auch Peetatji hieß und das Mädchen vor mir, dem der Zopf gehörte, auf den Namen Leenatji hörte. Also man los.

Hier etwas aus Gudruns Brief: „. . . . Und nun will ich Euche allen etwas von meinen Ferien erzählen. In den Ferien waren wir verreist. Wir kamen auch über Berlin. Hier gab es viel zu sehen. Alle Fahnen der Nationen, die an den olympischen Spielen teilnahmen, waren da vertreten. Man hatte keine Möglichkeit auf das Reichssportfeld zu kommen; denn es war ja alles abgesperrt."

*

Aus dem fernen Nordontario (Reesor) schickt Alice Schmidt ein kurzes Geschichtchen ein. Alice schreibt in ihrem Brief: „. . . . Du fragst im vorigen Brief, ob wir nicht einen deutschen Lehrer hätten. Wir haben in diesem Jahre einen deutschen Lehrer, aber solange hatten wir eine englische Lehrerin."

Das freut mich, Alice, nun wird es auch im Deutschen leichter und besser vorwärts gehen.

Dein Geschichtchen ist ganz nett. **Dasselbe habe auch ich hier schon mit einer Wildhühnerfamilie erlebt (wir**

nennen sie hier Buschhühner), und die kleinen Küchlein sehen wirklich allerliebst aus.

Das Leben der Waldhühnerchen

Von Alice Schmidt, 12

Langweilig und einsam kommt mir das Leben der Waldhühnerchen vor, weil sie weiter nichts als Tannen und Birken sehen, doch scheinen sie es gar nicht zu merken; denn sie sind immer froh und vergnügt.

Die erwachsenen Hühnerchen sind ungefähr so groß wie Tauben und sind braun und schwarz gesprenkelt.

Sie nisten auf der Erde im Moos. Die Eier sind so groß wie kleine Wallnüsse. Besonders niedlich sieht es die Kleinen, die nicht viel mehr als kleine Daunenbällchen sind.

Ich sah einmal gerade, wie eine Mutter mit ihrer Schar auf einem Baumstamm ging. Du hättest es sehen sollen, Onkel Peter, ich meine etwas Niedlicheres habe ich im Leben noch nicht gesehen. Als ich näher kam, wurde die Mutter sehr zornig, plusterte sich auf wie ein Truthahn und kam auf mich zu. Ich ging weiter und ließ die Hühnerchen in Ruhe.

Der Hahn dieses Hühnervolkes sieht gerade so aus, wie ein Truthahn, wenn er böse ist, er macht dann einen Schwanz wie ein Rad.

Oft schon habe ich gedacht, ob es in unserm Verein auch wohl Dichter gibt. Und siehe da, kommt da nicht ein Gedicht auf meinen Tisch geflogen!

Das alte Haus

Von Hedwig Dyck, 17

Ich stand da hinten ganz allein
Und sah vor mir die Stadt gestreckt.
Ich war nicht schön, ich war so klein,
Vor vielen Menschen ganz versteckt.

Wer mich bewohnt, den hör ich sagen:
„Ja, ja, wir ziehen bald hinaus.
Wir sind jetzt hier, in bess'ren Tagen,
Da kaufen wir ein gutes Haus.“

Schon mancher ist von mir geschieden
Und sieht dabei recht glücklich aus.
Dann kommen andre, unzufrieden
Und schimpfen — „So ein altes Haus!“ —

Und viel von meinen Herren gehen
Nachher bei mir sehr fremd vorbei.
Sie schämen sich, mich anzusehen ....
Doch heute ist mir's einerlei:

Denn heute kam zu mir gegangen
Ein Mann mit seiner jungen Frau,
Und einfach und ganz unbefangen
Zeigt er auf meinen alten Bau

Und sagt: „Sieh, Liebling, dieses Häuslein —
Hier war ich Kind, hier wurd ich Mann ....“
Sie pflückt von meinem Hof ein Sträußlein,
Und träumend schauen sie mich an. —

Und jetzt zum Schluß habe ich noch eine Küchelgeschichte von Tante Marie. Die Geschichte muß hinein, ehe es ganz zuschneit. Das „verlorene Küchlein" ist auch so inzwischen wohl groß geworden, und — wer kann's wissen — vielleicht haben es die schlechten Menschen gar schon geschlachtet. Aber nein, sowas wollen wir lieber gar nicht mal denken, geschweige noch schreiben, da könnte Tante Marie uns am Ende böse werden.

Das verirrte Küchlein
Von Tante Marie

Hu — Hu — u! heult der Wind über die Prärie, — er schüttelt das kurze, verbrannte Gras, zaust und rüttelt das trockene Buschwerk und saust dann weiter, um den nächsten Telephonpfosten zu rütteln, daß die Drähte singen und klingen.

Der Wind, dieser wilde Geselle, ist auf der Prärie ein wohlbekannter Gast, und jetzt eben greift er die trokkene Erde von der nächsten Brache, um sie in hohen Staubwolken weiter zu walzen und über grüne Saatfelder zu schütten.

Hu — hu, heult er grimmig weiter, zerrt und reißt an dem hohen Stall, der seinem wilden Lauf jetzt Einhalt gebietet, rüttelt an den Fenstern des nahen Farmhauses und schlägt die offen stehende Tür eines Schuppens krachend zu, um sie gleich wieder zu öffnen und mit noch größerer Wucht hin und her zu schleudern. —

Der Sturm wird immer stärker und die Menschen halten sich alle lieber hinter geschlossenen Türen auf. Doch die armen Tiere und Vöglein müssen sich dem bösen Wetter hingeben.

Eine Gluckenmutter hat sich vor dem Wind in das hohe Kraut und Gras geflüchtet, um hier für ihre Küchlein etwas Schutz zu suchen. Doch wild zaust der Wind die hohen Krautstauden durcheinander, so daß die Küchlein sich ängstlich ducken und sich noch tiefer unter die Flügel ihrer Glucke verstecken. — Nur ein Küchlein, das immer etwas naseweis war, hatte sich von der Mutter etwas weiter gewagt, um hier im hohen Grase nach einem Leckerbissen zu suchen. Trotz des warnenden „Gluck — Gluck" der Mutter, lief es soeben einem Käferlein nach, das sich eilig zwischen den hohen Krautstengeln durchwand und sich vor diesem Feinde zu retten suchte. Das Küchlein hatte Mühe, sich durch die dichten Grashalme und Krautstauden durchzudrängen; denn es war ja wie ein dichter Busch und Urwald für das junge Ding. über ihm bogen sich die Halme und Kräuter und rauschten und schüttelten ihre krausen Köpfe und wollten Klein-Irrgang nicht weiter durchlassen. Das Käferlein war indessen entkommen, und Schwarz-Küchlein schaute sich jetzt ängstlich nach seiner Mutter um. —

Kein Gluck — Gluck, war zu hören, nur hu — hu klang es in den kleinen Ohren. Jetzt wollte das geängstigte Küchlein zurück und rief: „piep — piep — Mütterchen, ich hab Dich lieb!" — Da kommt wieder ein starker Windstoß und drückt das Küchlein fest zwischen die Stengel der Kräuter; nun plustert er die kleinen Daunchen wild durcheinander, so daß das Küchlein sich duckt und ganz still sitzen bleibt. —

Die Gluckenmutter rief und lockte ihre kleine Brut durch Staub und Sturm bis zum Hühnerstall, wo sie sich endlich sicher fühlten und in einer Ecke ihr Lager zur Nachtruhe aufsuchten. — Klein-Irrgang war allein geblieben, noch immer saß er ängstlich zwischen den Stauden wie im tiefen Wald. Der Wind war zur Nacht weitergeeilt und hatte sich allmählich in der Farm verloren. Irrgang hatte sein Köpfchen vor Angst und Schrek-

ken unter sein Flüglein gesteckt und war vor Müdigkeit fest eingeschlafen.

Die kühle Nacht hatte sich auf die Erde gesenkt, und verbreitete nun angenehme Ruhe nach der wilden Hast des Tages. Da erwachte das Küchlein von der Kühle, es fror in seinem dünnen schwarzen Federkleidchen und piepste wieder, ängstlich nach dem warmen, schützenden Flügel seiner Mutter suchend. Alles war dunkel ringsum, und keine Antwort kam auf das traurige „piep — piep, Mütterchen ich hab Dich lieb."

Da leuchtete auf einmal ein kleines Lichtchen ganz nahe in die Augen des weinenden Irrgang, und ein feines Stimmchen sagte: „weine nicht, ich bleibe hier und werde Dir mit meinem Laternchen die Nacht hindurch leuchten, damit Du nicht so bange bist." — Verwundert schaute unser kleine Wicht nach dem Lichtchen und bemerkte nun, daß es ein winziges Käferlein war, welches auf seinem Rücken ein kleines Laternchen trug mit wunderbar hellem rötlich-grünem Lichtchen darin. Leuchtkäferchen war es, das dem verirrten Küchlein hier so freundlich seine Gesellschaft und Licht anbot, und dankbar nickte Klein-Irrgang und piepste schon nicht so ängstlich. Leuchtkäferchen versprach nun am nächsten Morgen, wenn die liebe Sonne erst mit ihrem großen hellen Lichte kommen würde, seine Freundin, die Flieger-Mücke zu rufen, die so hoch mit ihrem Luftschiff segle, daß sie über dem hohen Wald von Gras und Kraut steige und alles sehen könne. Die würde sicher die Gluckenmutter finden können und Irrgang den Weg zu ihr zeigen. Nun erzählte Leuchtkäferchen noch, wie es jeden Abend sein Laternchen putze, damit das kleine Lämpchen recht hell brenne, und dann trage es sein Lichtchen die ganze Nacht hindurch und suche, ob es wo solchen verirrten kleinen Wesen helfen könne. Das sei sein Nachtwächteramt im tiefen Grase oder unter dunklem Laube, wo der große Hirte, der liebe Mond, mit seiner hellen Lampe nicht hinleuchten könne. Klein-Irrgang war bei dem leisen Geplauder wieder eingeschlafen, und Leuchtkäferchen hielt treue Wacht bei ihm bis an den Morgen.

Als nun die Sonne über den Horizont stieg, erwachte unser Küchlein und rieb sich verwundert die Augen ob des großen hellen Lichtes.

Fröstelnd schauerte es zusammen und wollte soeben mit seinem kläglichen Piep — Piep wieder anfangen, als ein feines Stimmchen neben ihm sagte: „Sei nur ruhig Irrgang, da kommt schon die Flieger-Mücke, hörst Du nicht den Plan surren?" Und wirklich, surr — surr — summ kam es durch die Luft, immer näher, und nun sah Küchlein auch schon eine große Mücke über sich kreisen. Die Flieger-Mücke erklärte sich gern bereit, als Kundschafter und Pfadfinder zu dienen, und surr — surr — summ flog sie schon höher und weiter um die Gluckenmutter zu suchen. — Es dauerte nicht lange so kam sie mit ihrem Aeroplan wieder angeflogen und rief schon von weitem, Irrgang solle ihrem Fluge folgen, sie würde ihn sicher zur Mutter bringen. Nun verabschiedete sich das Küchlein von dem freundlichen Leuchtkäferchen, das inzwischen sein Lichtchen schon ausgeblasen hatte, und dankte noch für den Schutz und das Lichtchen in der einsamen dunklen Nacht. Flieger-Mücke summte schon ungeduldig, und Klein-Irrgang hatte Mühe, sich so schnell durch den dichten Krautwald zu drängen, um dem Fluge der Mücke folgen zu können. Es stolperte zuweilen und fiel, doch schnell raffte es sich wieder auf und folgte dem Summen und Surren über sich.

Da war endlich der dichte Wald zu Ende und Irrgang stand nun im

Freien und hörte soeben ein lautes fröhliches „Kikiriki!" Da stand ja auch schon der große Gockelhahn, schlug noch einmal mit den Flügeln, reckte sich hoch und steil auf seinen zwei gelben Füßen mit den langen Sporen und rief noch lauter „Kikiriki"! —

Und um den Gockelhahn scharrten und gackerten die Hühner, und dort war ja auch seine Glucken-Mutter mit all den kleinen gefiederten Geschwistern rund um sie. Nun lief Klein-Irrgang so schenll ihn seine kleinen Beinchen tragen konnten zur Glucke und „piep — piep Mütterchen, ich habe Dich lieb," rief er schon von weitem. Das hörte das Gluckenmutterherz sogleich und kam ihrem verirrten Kinde rasch entgegen.

Alle Küchlein umringten ihn, und nun gab's ein Piepsen und Fragen. Irrgang erzählte sein ganzes Abenteuer und versprach, nie mehr von der Mutter fortzugehen. Glucken-Mutter setzte sich nun zufrieden hin und nahm ihre junge Schar wieder unter ihre Flügel; denn der Morgen war noch kühl. Klein-Irrgang aber drängte sich immer weiter unter den Flügel der Glucke, bis er ganz dicht an ihrem warmen Herzen saß, und da murmelte er zufrieden: „piep — piep, Mütterchen, ich hab Dich lieb." Glukken-Mutter aber ließ von Zeit zu Zeit ein leises Krrr — Krrr hören, damit sagte sie ihren Kindlein: „Ruhig, ruhig, schlaft ein," und die Küchlein verstanden die Hühnersprache recht wohl.

N. UNRUH

Spätherbst

Wenn im Herbst die Blätter fallen,
Kalter Wind die Pappel biegt,
Und auf kahlen Stoppelfeldern
Morgens früh der Rauhreif liegt, —

Wenn vom Frost der Wein sich rötend
An das stille Farmhaus schmiegt,
Und vom Sonnenschein getragen
Noch ein Sommerfädchen fliegt, —

Wenn der Wald in allen Farben
Wie ein Rosengarten blüht,
Und im Fluge dir ein Vöglein
Singend zuruft: Gott behüt ! —

Wenn die Tage kürzer werden
Und die Nächte finster, kalt,
Banger Ruf der wilden Gänse
Mahnend aus den Lüften schallt, —

Bangt dir nicht, allein zu bleiben,
Dann, wenn alles stirbt und flieht,
Dem geheimnisvollen Triebe
Folgend, nach dem Süden zieht?

Nein, die Vögel kommen wieder,
Wieder schmückt mein Haus der Wein,
Blumen werden duften, blühen,
Frühling wirds dann wieder sein.

